1,60 DM / Band 208
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Killerfische

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 70

Die Killerfische

John Sinclair Nr. 208

von Jason Dark

erschienen am 29.06.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Killerfische

Zeit spielt für Dämonen kaum eine Rolle. Sie reagieren da anders als wir Menschen. Sie können lange, sogar sehr lange warten, aber wenn irgendein Ereignis eintritt, dann ist ihre Stunde gekommen, und sie schlagen voll zu. So war es auch in Schottland. Dort lauerte ein längst vergessenes Monstrum auf dem Meeresgrund und wartete auf seine Rache. Dieser Tag kam. Das Frankenstein-Monster erwachte und mit ihm die gefräßigen Killerfische…

Wo Wellen zu menschenfressenden Ungeheuern werden können und der Wind das ganze Jahr über pfeift, da fühlte sich Cliff McLintock am wohlsten. Denn das alles war seine Heimat.

Das wilde Meer, die Inseln, die Felsen, die Menschen, die der Natur trotzten und die aufrichtige Kameradschaft, die sie miteinander verband.

Hier war einer auf den anderen angewiesen, da konnte niemand aus der Reihe tanzen, denn Ordnung mußte sein.

Auch auf den Booten, denn sie garantierten den Lebensunterhalt der Fischer. Das Meer gab ihnen, was sie brauchten. Das Meer nahm ihnen aber auch die Freude, den Vater oder den Sohn. Seit Generationen verfluchten und beteten sie die See gleichzeitig an, führten ein hartes und karges Leben, und hätte mal einer von ihnen den Vorschlag gemacht, mit viel Geld in die Stadt zu ziehen, um dort in Saus und Braus zu leben, so hätte er abgelehnt.

So waren sie alle, die Menschen aus dem nördlichsten Zipfel Schottlands, dieser von Wind und Wetter umtosten Ecke, wohin sich auch kaum Touristen verirrten.

Das war ihre Welt, hier gerieten sie noch heute in wahre Fischschwärme, wenn sie mit ihren Booten hinausfuhren bis weit westlich der Orkney-Inseln.

Cliff McLintock und seine Mannschaft waren an diesem Tage zwar hinausgefahren, doch sie blieben, wenn es sich eben machen ließ, in Sichtweite der Küste. Den Wetterbericht hatten sie genau verfolgt, und der hatte für den Nachmittag Sturm angesagt. Die Märzstürme, die Schnee und Regen brachten, waren gefürchtet, schon manches stolze Fischerboot war samt seiner Besatzung ein Opfer des Sturms geworden.

Das wollte McLintock auf jeden Fall vermeiden. Er und seine drei Leute riskierten nicht ihr Leben.

McLintock hatte das Boot von seinem Vater übernommen, als dieser gichtkrank geworden war. Cliff war schon immer auf dem Boot gefahren, nach der Übernahme allerdings hatte er es umbauen lassen und sogar einen Kredit dafür bekommen, so daß sein Schiff jetzt Echolot und Radar besaß. Obwohl dies bereits zwei Jahre zurücklag, wurde der Kahn noch immer von den anderen Fischern bestaunt, wenn er mal für zwei Tage im Hafen von Cloak lag, wo die Sinclair's Bay wie eine Zunge in das Land hineinschnitt.

In den frühen Morgenstunden und noch vor Sonnenaufgang hatten sie den schützenden Hafen verlassen. In der Nacht war es kalt gewesen, es hatte gefroren, und das Kopfsteinpflaster in der kleinen Fischerstadt war glatt wie Schmierseife.

Die Temperatur war inzwischen gestiegen, der Wetterumschwung deutete sich an.

Kaum eine Weile von der Küste entfernt, hatten sie das große Schleppnetz ausgeworfen und fuhren in langsamer Fahrt der offenen Bay entgegen.

Cliff McLintock stand hinter dem Ruder. Er war vierzig Jahre. Sein Gesicht hatte die Natur gezeichnet. Eine wettergegerbte Haut und tiefe Falten zeugten von einem harten Leben. Das früher dunkelbraune Haar war längst gebleicht, der Wind, das Salz und das Wasser hatten es strohig werden lassen, so daß es manchmal wie eine Bürste abstand, wenn Cliff keine Mütze trug.

Der Wind kam von Norden. Er würde aber bald auf West umschlagen, dann bekamen sie die Wellen nicht mehr von Backbord, sondern vom Heck her. Das Boot wurde damit förmlich nach vorn geschoben.

Sie machten nur langsame Fahrt. Ihre Route hatten sie zuvor festgelegt.

Mit einem Bleistift war sie auf der genauen Seekarte eingezeichnet worden.

Im Nordwesten war noch ein Streifen Land zu sehen. Dort stand auch das alte Kastell. Es war zu einem Hotel umgebaut worden, in dem meist Wissenschaftler campierten, die sich mit dem Gebiet der Ozeanographie beschäftigten. Aber auch Ölbohrer hatten in letzter Zeit dort gewohnt, und für die nächsten Tage hatte sich eine Truppe von Kampfschwimmern angesagt. So etwas erfuhren die Fischer meist beim alten Paddock. Er war der Wirt der gleichnamigen Kneipe.

Die See war von einem eintönigen Grau. Ein Bild, das McLintock kannte und zu seinem Leben gehörte. Grau war das Meer, grau die Felsen und bräunlich grün das karge Gras, das auf den Ebenen wuchs.

Noch war die Natur in Ordnung, noch konnten die Fischer ihren Lebensunterhalt aus dem Meer bestreiten, wenn sie auch längst nicht mehr so viel fingen wie noch vor Jahren, denn die Umweltverschmutzung hatte auch vor dieser einsamen Küste nicht Halt gemacht. Mit dem Öl kam der Dreck. So manches Mal hatte McLintock schon die langen, schmutzigen Teppiche gesehen, die auf den Wellen schaukelten, wenn wieder ein Mißgeschick passiert war.

Er haßte die Ölbohrer, die rücksichtslos die Umwelt zerstörten, und in Cloak, seinem Heimatort, hätte keiner der am Öl Verdienenden auch nur einen Whisky bekommen.

Die kleine Brücke des Fischkutters war gut abgedichtet. Erst als die Tür geöffnet wurde, fegte Wind hinein und fuhr in jeden Winkel.

McLintock drehte sich nicht um. Er wußte auch so, wer die Brücke betreten hätte. Das war George Elder, einer seiner ältesten Freunde, der auch schon bei seinem Vater gefahren war.

Elder blieb neben ihm stehen und wischte mit seinen knochigen Fingern über das Faltengesicht. Er trug einen Südwester und eine alte

Wollmütze, die ehemals blau gewesen war. Jetzt konnte man keine Farbe mehr erkennen. Wieder einmal fiel Cliff auf, daß er Old George Elder nie anders gesehen hatte.

»Was meinst du?« fragte er, denn er verließ sich gern auf den Rat des Älteren.

Elder klemmte sich eine Selbstgedrehte zwischen die Lippen und rieb ein Zündholz an. Als der Tabak brannte, meinte er: »Die Wetterfrösche haben sich geirrt.«

»Wieso?«

»Der Umschwung kommt schon früher.«

Cliff McLintock nickte. Nie hätte er gewagt, Elder zu widersprechen.

Jeder im Ort kannte dessen Wetterprognosen. Sie waren besser als die modernsten Methoden der Wissenschaftler.

»Was schlägst du vor?« fragte Cliff.

»Wir sollten einholen.«

»Schon hier in der Bucht?«

»Ja.«

»Wird kaum etwas im Netz sein«, bemerkte McLintock und warf einen Blick zum Himmel hoch, wo die grauen Wolken sich immer mehr verdichteten.

»Das ist klar«, erwiderte Elder. »Aber der Orkan wird kommen.«

»Gut, holen wir das Netz ein.«

»Willst du dabei sein?«

McLintock grinste schief. »Sicher, ich will mir doch den Verlust ansehen.«

Elder winkte ab. »Weißt du, Cliff, der Aufkäufer kommt sowieso erst übermorgen, dann sieht die Sache schon ganz anders aus. Auch der Sturm dauert nicht lange, das kennt man doch von diesen Frühjahrswinden.«

»Recht hast du.«

Das Meer war noch relativ ruhig, so daß McLintock es riskieren konnte, das Ruder ohne Aufsicht zu lassen. Er stellte es nur fest. Dann verließ er die Brücke.

Wellen klatschten gegen die Bordwand und sprühten über. McLintock schloß seinen Südwester und begab sich zum Heck des Schiffes, wo auch die große Winde stand, die das Netz einholte. Die Winde wurde durch einen Elektromotor angetrieben. Sie war ziemlich neu, vor einem guten Jahr noch hatten die Männer mit der Hand ziehen müssen. Eine große Erleichterung, obwohl der alte George Elder noch immer einiges gegen die Technik hatte, weil ein Stück alter Seefahrertradition damit verloren ging.

Zwei junge Burschen lehnten am Schanzkleid. Bärtige Typen, Großstädter sogar, die sich Aussteiger nannten und an der Küste hängengeblieben waren.

Der alte Elder hatte sie erst skeptisch beurteilt, seine Meinung jedoch hinterher geändert, jetzt waren sie die besten Freunde.

»Cliff will einfahren lassen«, sagte er.

Die beiden nickten. »Hat er auf deinen Rat gehört?« wurde Elder gefragt.

»Der ist ja nicht dumm.«

McLintock hatte die Worte gehört. Sie alle lachten. Der alte George stand an der Winde und spie ins Wasser.

Cliff McLintock lachte. »Das hilft auch nicht mehr«, sagte er. »Wir haben wenig gefangen. Zudem haben die Geräte keine großen Fischschwärme angezeigt.«

»Vergiß die Dinger doch. Ich verlasse mich auf meine Nase.«

»Und was machen wir, wenn du erkältet bist?«

»Laß hochziehen, Cliff.«

McLintock gab das Zeichen für die beiden anderen Männer. Ein schwarzer Schalter wurde umgelegt, und die Winde begann zu arbeiten.

Sie hatten sie auf eine mittlere Geschwindigkeit gestellt. Es war nicht sehr viel im Netz, da konnten sie das schon mal riskieren.

Fast jeden Tag wiederholte sich das gleiche Spiel. Man konnte es schon als eine alte Seemannstradition bezeichnen. Die vier Männer standen dicht an der Reling, hatten ihre Oberkörper vorgebeugt und schauten voller Spannung auf das Wasser, aus dem bald das Netz erscheinen würde.

Der alte George Elder beschwor wieder einmal die Meergeister. Er richtete sich auf, streckte seine Arme weit nach vorn und rief mit markigen Worten nach den Dämonen der Tiefe. Nur würden die ihn kaum hören, denn der starke Wind riß ihm die Buchstaben förmlich von den Lippen.

Irgend etwas stimmte da nicht. Mochte der alte George nach den Meergeistern rufen, McLintock jedoch hatte einen völlig anderen Verdacht. Seiner Ansicht nach stimmte da etwas mit dem Netz nicht. Viel konnten sie wirklich nicht gefangen haben, denn die Geräte hatten keinen Fischschwarm angezeigt, und trotzdem arbeitete die Winde nicht so, wie es eigentlich hätte sein sollen.

Sie hatte viel zu schwer zu ackern.

Das war genau das richtige Wort. McLintock hörte sie förmlich ächzen.

Er atmete tief durch.

Sogar die beiden Neulinge an Bord hatten etwas gemerkt. »Da stimmt was mit der Winde nicht«, sagte einer.

McLintock hob die Schultern. »Oder mit der Netz-Füllung. Kann sein, daß mehr darin ist, als wir erwartet haben.«

Beide schauten ziemlich skeptisch, und sogar George Elder wurde

aufmerksam.
»Stimmt was nicht?« fragte er. Stumm deutete McLintock auf die Winde.
Der alte Elder begriff sehr schnell. »Verdammt, das Netz ist voll. Oder fast«, schwächte er ab.
Jetzt hatte sich die Spannung der Männer noch mehr gesteigert. Aber das Meer behielt sein Geheimnis für eine Weile. Es verging fast eine halbe Minute, bevor sie den Anfang des Netzes sahen. Geheimnisvoll erschien es aus der Tiefe. An den Seiten zappelten kleine Fische. Sie hatten sich in den Maschen verfangen. Hell schimmerten die Leiber. Je mehr von dem Netz zu sehen war, um so größer wurde die Anzahl der gefangenen Fische. Allerdings nicht so groß, als daß sie das Gewicht so stark beeinträchtigt hätten.
Da hing etwas anderes darin!
McLintock dachte an irgendeinen schweren Gegenstand, der sich verfangen hatte. Er wußte aus Erzählungen, daß Fischer aus dem Dorf sogar alte Torpedos aus dem letzten Krieg an die Oberfläche geschafft hatten. Die Dinger hatten sich in Küstennähe im Grund verfangen, waren nicht hochgegangen und mußten nach dem Fang erst noch entschärft werden.
Sollte das auch bei ihnen der Fall sein?
Da geriet das Netz in Bewegung. Es schlug plötzlich von einer Seite zur anderen, so heftig, daß die Männer erschraken und die kleineren Fische aus den Maschen fielen.
»Winde stopp!« schrie Cliff.
Der alte Elder stand am günstigsten. Augenblicklich stellte er die Winde ab.
Da war es bereits zu spät. Alle sahen, was ihnen das Netz da an die Oberfläche geschafft hatte.
Es war ein Fisch.
Doch wie sah er aus! Der Fisch besaß die Größe eines Menschen, hatte das Riesenmaul aufgerissen und jeder an Bord sah die spitzen, mörderischen Zähne, die die Länge eines Unterarms erreichten…

***

Es war grauenhaft!
Die vier Fischer standen stumm und starrten auf das, was das Netz ihnen an die Oberfläche geschafft hatte. Der Monsterfisch schimmerte graugrün, er hatte riesige, runde Glotzaugen, mit denen er die Menschen anschaute.
Nein, das war ein Taxieren, ein kaltes Leuchten, als suchte sich die Bestie der Tiefe bereits ihre Opfer aus.
»Heiliger Poseidon«, murmelte der alte George und schlug ein Kreuzzeichen, wobei der langsam zurückwich.

Auch die beiden Aussteiger gingen von der Reling fort. Sie waren blaß geworden, wie McLintock.

Er hielt es als einziger noch aus und schaute sich die gefährliche Bestie an.

Haie hatte er schon gesehen. Sie waren schlank, ihre Körper zeigten eine Stromlinienform, die bei diesem Fisch jedoch nicht festzustellen war. Er wirkte irgendwie plump, wie ein aufgeblähter Karpfen. Seine Körperform konnte man mit dem Wort oval umschreiben.

So ein Riesentier hatte McLintock noch nie in seinem Leben gesehen.

Das durfte es auch gar nicht geben, wenigstens nicht in der heutigen Zeit. Vielleicht vor Millionen von Jahren in der Urzeit konnte so eine Gattung existiert haben, aber nicht heute.

Oder sollte das ein Restexemplar gewesen sein? Hatte sich dieser Fisch vielleicht in irgendeinem schmalen Fjord oder einer Unterwasserhöhle verborgen gehalten und war durch einen unglücklichen Zufall ins Netz gelangt?

Das konnte er durchaus in Betracht ziehen, und McLintock schüttelte sich, als er daran dachte.

Er war sich auch darüber im klaren, daß er etwas unternehmen mußte oder der Fisch reagierte. Wie er das machen würde, war an seinen Zähnen zu sehen.

Hinter sich hörte er die Stimme des alten George Elder. »Mensch, Cliff, weg da!«

McLintock nickte. Sprechen konnte er nicht, seine Kehle war wie zugeschnürt.

Als wäre dieses Nicken ein Zeichen gewesen, so bewegte sich der Fisch plötzlich. Er schlug mit seiner Schwanzflosse aus, und dann klappte plötzlich sein Maul zu. Instinktiv sprang Cliff McLintock zurück, doch der Biß galt nicht ihm, sondern dem Netz.

Es wurde zerstört.

Das Netz bestand aus bestem Material. Hin und wieder entstanden Löcher, die geflickt werden mußten, doch bisher hatten es kaum Fische geschafft, das Material zu zerstören. Das war jedoch diesem Monsterfisch gelungen. Und er hatte sich mit diesem Biß freie Bahn verschafft. Das Netz bekam ein Loch, konnte das Gewicht des gefangenen Tiers nicht mehr halten, und der Riesenfisch rutschte aus der großen Öffnung, wobei er noch zahlreiche kleine Fische mitnahm, bevor die See ihn wieder schluckte. Fast wäre er noch in die Schraube geraten. Mit einer fließenden, gedankenschnellen Drehung jedoch schaffte er es, den rotierenden Blättern zu entgehen.

Dann war nichts mehr von ihm zu sehen.

Schweigend standen die Männer an Bord. Keiner traute sich, überhaupt ein Wort zu sprechen. Sie alle waren zu entsetzt und auch zu erstaunt, um etwas sagen zu können.

Schließlich überwand sich der alte Elder als erster. »Das glaubt uns kein Mensch«, flüsterte er. »Das glaubt uns keiner.« Er schüttelte den Kopf.

»Wirklich nicht…« Dabei schaute er sich um, als wollte er Zustimmung erheischen.

McLintock gab keine Antwort. Er drängte sich nur an Elder vorbei und verschwand auf der Brücke.

Erstaunt schauten ihm die anderen nach.

»Ob er eine Meldung absetzt?« fragte einer der beiden jungen Aussteiger. Wie auch sein Kollege war er ebenfalls blaß im Gesicht. Die Wetterbräune war verschwunden.

Bevor einer der drei Seeleute eine Antwort geben konnte, kam Cliff McLintock wieder zurück. Er hielt etwas in der Hand, das unschwer als Fotoapparat zu identifizieren war.

»Was willst du denn damit?« fragte George Elder.

»Wenn das Monster noch einmal auftaucht, dann werde ich es fotografieren.«

»Als Beweis?«

»Genau. Denk an Loch Ness. Ich will mich nicht zum Gespött der Leute machen lassen, wenn wir es erzählen. Die anderen denken dann, wir wären Spinner.«

»Das stimmt.«

»Ihr bleibt auf jeden Fall hier an Bord und behaltet es im Auge«, ordnete McLintock an. »Der verdammte Fisch wird sicherlich noch einmal erscheinen.«

»Hoffentlich nicht«, flüsterte einer der jungen Männer und zog die Schultern hoch, als würde er frieren.

McLintock verschwand wieder und übernahm das Ruder. Seine Gesichtszüge wirkten wie eingefroren. Was er erlebt hatte, konnte man wirklich mit den Worten ungeheuer und unwahrscheinlich umschreiben.

So etwas hatte er noch nie gesehen, das ging überhaupt nicht in sein Hirn hinein, und er dachte jetzt noch darüber nach, ob er nicht einer Halluzination zum Opfer gefallen war.

Doch es gab Zeugen. Drei Männer hatten außer ihm ebenfalls den Monsterfisch gesehen, und ihr Netz war von den Zähnen der Bestie zerrissen worden.

Sie fuhren Ostkurs, in Richtung Cloak. Das Fischen war ihnen für heute vergangen, und auch für die nächsten Tage, was nicht allein mit dem zerstörten Netz zusammenhing, denn sie hatten noch ein Reservenetz.

Bevor die Sache nicht geklärt war, wollte McLintock sich nicht mehr aufs Meer wagen.

Auch seine Blicke glitten über die Oberfläche, wo spitz anlaufende

Wellen ihre Tänze aufführten. Sie rollten von vorn heran, der Fischkutter stampfte, und weißgrünlich schimmernde Gischtwolken sprühten wie feiner Nebel über Bord.

Außerhalb des Ruderhauses war man ebenfalls unruhig. Besonders der alte George Elder lief wie ein aufgescheuchtes Huhn über Bord. Er sprach mit sich selbst und sagte fast immer die gleichen Worte. »Es gibt sie. Die Geister und Dämonen der Tiefsee existieren tatsächlich, die alten Flüche sind längst nicht gelöscht, nein, sie dauern an.« Er nickte und bestätigte sich selbst.

Die beiden Jüngeren hatten sonst immer gelacht, wenn George so redete, jetzt hielten sie den Mund, denn auch sie hatten etwas gesehen, was es eigentlich nicht geben durfte.

»Haltet nur die Augen offen!« rief der alte George und bewegte seinen Kopf so ruckartig wie ein Vogel, damit er einmal nach Backbord und noch in der gleichen Sekunde nach Steuerbord schauen konnte. Er wollte nichts verpassen.

Auch der Wetterumschwung näherte sich. Die Wolkengebilde am Himmel wurden immer größer, der Wind stärker. Wie ein Tier fiel er über das Wasser, wirbelte es zu Wellen hoch, die schwer gegen das Schiff anrollten.

Und dann bekam der Kahn einen Schlag.

Dies geschah an der Steuerbordseite, dicht unter der Wasserlinie. Der alte George und einer seiner Kollegen befanden sich zu diesem Zeitpunkt an der Backbordseite, nur der zweite junge Mann hielt sich dort auf, wo es geschehen war.

»Da!« schrie er. Dabei hatte er noch nichts gesehen, aber einen Herzschlag später sah er etwas.

Da katapultierte sich der Monsterfisch aus dem Wasser. Ein gewaltiges Gebilde, von dem der junge Seemann nur das Maul sah, weil es so weit aufgerissen war, und er hatte dabei das Gefühl, in den Schlund der Hölle zu schauen.

»Ahhh…!« Sein Schrei alarmierte die anderen. Auch Cliff McLintock stürmte aus dem Ruderhaus der kleinen Brücke, doch keiner konnte dem Jungen noch helfen.

Er war auch wie gelähmt, als er den riesigen Fisch wie ein Gebirge über sich sah. Für zwei Sekunden schien er in der Luft zu schweben, dann fiel er nach unten.

Sein Maul klappte zu.

Einen zweiten Schrei konnte der junge Mann nicht mehr ausstoßen.

Etwas fiel über ihm zusammen, er wollte noch weg, aber auf den feuchten Planken verlor er den Halt und schaffte es nicht mehr, vom Fleck zu kommen.

Entsetzt mußten die anderen mit anschauen, wie dieser schreckliche Monsterfisch ihren Kameraden tötete. Es war ihm nicht mehr möglich

zu schreien, denn plötzlich steckte er zwischen den Zähnen. Das gewaltige Gebiß hielt ihn fest, und nur noch seine Beine schauten hervor.

»Ernie…!« Der zweite junge Mann brüllte den Namen seines Freundes.

»Ernie…!«

Er konnte ihm auch nicht helfen. Der Fisch verschwand im Meer.

Hatten die Männer tatenlos herumgestanden und waren vor Schreck auch wie gelähmt gewesen, so hatte sich einer jedoch an seine Aufgabe erinnert.

Cliff McLintock dachte in diesen Momenten an seine Kamera, die er extra geholt hatte.

Und er fotografierte. Ein paarmal drückte er auf den Auslöser, und er hoffte, daß es ihm dabei gelang, die schrecklichen Bilder auf den Film zu bannen.

Als der Fisch mit seiner Beute verschwunden war, ließ auch McLintock die Kamera sinken.

»Und wir haben nichts getan!« schluchzte Ernies Freund. »Verdammt, wir haben nichts getan!« Er fiel auf die Knie und schlug beide Hände vor sein Gesicht.

George Elder und McLintock liefen zur Reling und schauten auf das Wasser.

Weder von dem Fisch noch von seinem Opfer war etwas zu sehen.

McLintock glaubte allerdings, einen feinen, dünnen Blutstreifen dicht unter der Oberfläche schwimmen zu sehen. Eine letzte makabre Spur des jungen Ernie.

»Und jetzt?« fragte der alte George. Cliff hob die Schultern. »Wir müssen nach Hause.«

»Niemand wird uns glauben.«

McLintock deutete auf seine Kamera. »Sie ist unbestechlich, mein Lieber.«

George hob die Schultern. »Vielleicht ist es gar nicht gut, wenn du die Aufnahmen zeigst, Cliff.«

»Wieso?«

»Denk mal darüber nach. Es könnte unter Umständen zu einer Panik kommen. Die Leute in Cloak und Umgebung drehen doch durch, wenn sie das sehen.«

»Aber wie soll ich das Verschwinden von Ernie erklären?«

»Da müssen wir eben überlegen.«

Cliff McLintock schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Zu überlegen gibt es da nichts. Wir können nicht so tun, als ob die Gefahr nicht vorhanden wäre. Das geht nicht, glaube mir, mein Lieber. Da wird Ernies Freund auch schon für sorgen. Man kann ihn nicht zum Stillschweigen vergattern…«

»Ich habe nur Angst vor dem Rummel«, warf Elder ein.
»Das ist nicht Loch Ness, und unseren Fisch gibt es wirklich. Im Gegensatz zu dem Ungeheuer.«
»Glaubst du daran?«
»Woran?«
»Daß es das Ungeheuer nicht gibt?«
»Ja, George. Ich halte dies für eine ausgemachte Finte und einen reinen Touristentrick.«
»Dann ist ja alles klar.«
Der dritte Mann näherte sich ihnen. Er hieß O'Casey. Seine Augen waren rot. Man sah ihm an, daß er um seinen Freund geweint hatte.
»Es…es tut uns leid«, sagte Cliff McLintock. »Wir hätten vielleicht etwas machen können und…«
O'Casey schüttelte den Kopf. »Unsinn. Sie hätten nichts machen können. Ich bin ja auch nur stehengeblieben und habe geschaut. Nein, wir konnten nichts tun. Zudem war es Zufall, daß es gerade Ernie erwischt hat und keinen von uns.«
Er schaute vor seinen Füßen auf die Planken und schielte dann auf die Kamera, die McLintock noch in den Händen hielt. »Sind die Bilder geschossen…?«
»Ja. Ich hoffe nur, daß sie nicht verwackelt sind.«
O'Casey sagte: »Wir müssen alles tun, um diese Sache aufzuklären. Wir dürfen nichts verschweigen. Das ist kein Spaß, sondern verdammt blutiger Ernst. Andere müssen gewarnt werden, es darf keiner mehr auf See fahren, bevor dieser verfluchte Killerfisch nicht gefangen worden ist.«
»Woher willst du wissen, daß es nur einer ist?« fragte George Elder.
O'Casey schaute den Älteren aus großen Augen an. »Meinst du, daß es noch mehr von der Sorte gibt?«
»Möglich.«
McLintock regte sich auf. »Macht euch nicht gegenseitig verrückt«, schimpfte er. »Es reicht, was wir hier erlebt haben. Nachher wimmelt es nur noch von diesen Killerfischen.«
»Auszuschließen ist es aber nicht«, widersprach der alte George Elder.
McLintock schaute ihn nur von oben bis unten an, machte dann kehrt und verschwand im Ruderhaus. Der alte George hatte ja recht, nur wollte Cliff das nicht zugeben. Sie hatten mit dem einen Killerfisch schon genug Ärger, es sollten um Himmels willen keine Spekulationen genährt werden.
»Willst du nicht auch ins Ruderhaus?« fragte Elder.
O'Casey schüttelte den Kopf. »Nein, ich bleibe hier. Ich…ich…vielleicht…« Er sprach nicht mehr weiter und schüttelte nur stumm den Kopf.

Elder schlug dem Jüngeren auf die Schulter. »Ich kann dich verstehen, mein Lieber. Ihr wart gute Freunde, nicht?«

»Ja.«

»Es tut mir leid, so verdammt leid.«

O'Casey zuckte nur mit den Achseln. Sprechen konnte er nicht. Seine Kehle war zu. Er merkte nicht, wie sich der alte George Elder entfernte.

Mit leerem Blick schaute er auf die graugrüne Wasserfläche. Bisher hatte er das Meer immer geliebt. Die wogende, unendliche weite See war ihm wie der verwirklichte Traum einer großen Freiheit vorgekommen. Nun hatte die See ein anderes Gesicht gezeigt. Waren Stürme und Orkane gefährlich, so konnte man bei ihnen sagen, daß sie einfach dazugehörten und in die Natur hineinpaßten. Dieser Fisch jedoch, der paßte da nicht hinein, der gehörte in ein anderes Zeitalter, wo es noch keine Menschen gegeben hatte. Ein Überbleibsel einer längst vergessenen Welt.

Er merkte nicht, daß die Gischt ihn übersprühte und sich das Wasser mit seinen Tränen mischte. Er dachte nur an seinen toten Freund. Und plötzlich zuckte er zusammen. Nicht weit entfernt sah er etwas auf der Oberfläche schwimmen.

Einen länglichen Gegenstand, der gelb schimmerte. Und einen gelben Südwester hatte auch Ernie getragen.

Aber Ernie war es nicht, nur ein Teil von ihm. Was dort auf der Oberfläche schwamm, war ein Arm mit einer gekrümmten Hand, von der O'Casey das Gefühl hatte, sie würde ihm ein letztes Mal zum Abschied zuwinken…

***

Wir hatten lange Besprechungen geführt. Wir, das waren die Experten von Scotland Yard und die Wissenschaftler eines atomaren Forschungszentrums, in dem auch Strahlen untersucht wurden.

Dort hatten wir eine kopflose Leiche hingeschafft.

Kopflos insofern, als daß ich daran die Schuld trug, denn ich hatte keine andere Möglichkeit mehr gesehen, als Fjodor Rankin mit dem Bumerang den Schädel abzuschlagen. So war der Mann, der nicht sterben konnte, doch noch ums Leben gekommen.[1]

Dabei hatte er ein schweres Schicksal hinter sich. Durch den Aufschlag eines Kometen im fernen Sibirien hatte er eine unbekannte Dosis an Strahlen mitbekommen, die seinen Körper veränderte. Was er auch tat, ob er sich selbst eine Kugel durch den Kopf schoß oder ein Messer in die Brust stieß, er konnte einfach nicht sterben. In dieser Hinsicht hielt er den Vergleich mit einem Zombie durchaus stand. Doch Rankin konnte noch mehr. Er beherrschte Kräfte wie Telekinese und Teleportation, und er setzte sie zu seinem Vorteil ein, wobei er

auf Menschenleben keine Rücksicht nahm, was wir als Zeugen mit Schrecken erlebt hatten.

Nun, wir hatten ihn geschafft, wobei sich danach das Problem stellte: Wohin mit der Leiche?

Einfach begraben konnten wir ihn nicht, denn er war strahlenverseucht.

Wir hatten den Toten in ein Institut zur Untersuchung gegeben, dort hatte man sich unter allen Vorsichtsmaßnahmen mit der Leiche beschäftigt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß Körper und Kopf einen Höchstwert an Radioaktivität aufwiesen.

Da ich der ›Schuldige‹ an seinem Tod war, hatte man mich auch bei den Beratungen hinzugenommen. Suko war mitgekommen, und wir hörten uns gemeinsam die Vorschläge der Wissenschaftler an.

Schließlich rückte ein Professor mit einem Vorschlag heraus, der der Lage angemessen war. Er schlug vor, den Toten in Blei zu packen und ihn zu versenken.

»Und zwar auf dem Meeresgrund.«

Diesen Vorschlag mußte man sich durch den Kopf gehen lassen. Es wurde darüber diskutiert, und es stellte sich heraus, daß so etwas nicht zum erstenmal geschah. Westlich der schottischen Küste gab es ein kleines Inselgebiet, daß von der Regierung als Sperrzone erklärt worden war. Hier versenkte man atomaren Müll, um ihn irgendwann wieder hervorzuholen, damit er, wenn neue und bessere Verfahren gefunden worden waren, abgebaut werden konnte.

Ein brisantes Thema.

Ich brauchte nur an die Demos zu denken, die es wegen dieses Problems schon gegeben hatte. Atommüll, das war heiß, und ich stehe der Sache ebenfalls sehr skeptisch gegenüber, weil ich der Meinung bin, daß es sich einige Verantwortliche einfach zu leicht machen oder gemacht haben.

Meine Skepsis wurde natürlich bemerkt und man erkundigte sich, ob ich einen besseren Vorschlag hätte.

Da mußte ich passen.

Der Leitende Professor beruhigte mich, indem er erklärte, daß seit vielen Jahren dort in der Gegend Atommüll gelagert wurde, ohne daß bisher etwas passiert war.

»Aber sind es die gleichen Strahlen, wie bei einer normalen Radioaktivität?« wollte ich wissen.

»Eigentlich ja.«

»Aber nicht hundertprozentig.«

Da schüttelte der Wissenschaftler den Kopf.

»Waren Sie nicht in der Lage, die Strahlen genau zu analysieren?« hakte ich nach.

»So ist es, Mr. Sinclair. Wir müssen uns da auf gewisse

Annäherungswerte verlassen.«

Das war natürlich schlecht. Ich wußte das, der Professor ebenfalls. Noch war nichts entschieden, und ich hielt Rücksprache mit meinem Chef.

Auch Superintendent Sir James Powell war nicht sehr wohl bei der Sache, doch er wußte keinen besseren Vorschlag. So stimmten wir schließlich unbehaglich zu.

Suko und ich bekamen von Sir James den Auftrag, die Wissenschaftler zu begleiten. Damit waren wir sehr einverstanden, und so wurde ein Transport zusammengestellt, der uns nach Schottland brachte. Wir flogen. Die Air Force war uns dabei behilflich, und ich stellte fest, daß es unter ihnen Leute gab, die schon des öfteren Transporte dieser Art durchgeführt hatten. Es gab sogar ein Spezialflugzeug, das uns in den Norden von Schottland brachte.

Nahe der Stadt Wick existierte ein Flughafen. Dort landeten wir an einem kalten Märztag, wo die Luft noch nach Schnee roch. Ein Spezialschiff lag schon bereit, und die große Kiste, die nicht nur den toten Fjodor Rankin beinhaltete, sondern auch eine dicke Bleischicht, wurde an Bord gehievt.

Zwei Wissenschaftler und wir waren die einzigen Zivilisten inmitten der Gruppe von Soldaten.

Am frühen Nachmittag stach das Boot in See.

Die kleine Insel hatte den Namen ZX 17 bekommen. Wie sie richtig hieß, war einfach gelöscht worden. Sie lag so weit von den Fischgründen entfernt, daß die Einheimischen keine Angst zu haben brauchten, obwohl es sich bei ihnen inzwischen herumgesprochen hatte, was auf der Insel und in deren unmittelbarer Umgebung geschah. Die Leute mieden dieses Eiland. Manche sagten auch, daß es dort spuken sollte.

Dies war der beste Grund, Menschen von der Insel fernzuhalten, denn in Schottland lebte nach wie vor der Aberglaube.

Während der Fahrt saßen Suko und ich unter Deck und tranken Kaffee.

Beide sprachen wir kaum ein Wort, denn auch dem Chinesen war diese Mission unheimlich.

»Ob das gutgeht«, murmelte er.

Ich hob die Schultern. »Was hätten wir machen sollen?«

»Keine Ahnung.«

»Da siehst du's.«

»Allerdings denke ich darüber nach, ob Rankin der einzige gewesen ist, der diese Strahlen mitbekommen hat. Vielleicht laufen in Rußland noch mehr Menschen dieser Art herum.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand, denn das wäre in der Tat ein Problem.« Ich hielt den Kaffeebecher mit beiden Händen fest. Die See

war nicht gerade ruhig, das Boot stampfte schwer durch die Wellen, und wie ich gesehen hatte, fiel der Schnee wie ein dichter Vorhang aus den Wolken.

Kein gemütliches Wetter. Aber unsere Fahrt war auch wirklich nicht als gemütlich zu bezeichnen.

Die schmale Eisentür wurde aufgestoßen. Der Kommandant betrat den kleinen Gästeraum, in dem zwei Betten übereinander standen und der einen Tisch, Stühle sowie einen kleinen Spind aufwies.

»Wir haben das Gebiet bald erreicht«, erklärte er, als er unsere fragenden Gesichter sah.

»Klappt es denn?«

Der bärtige Kommandant lächelte. »Warum sollte es nicht? Wir haben darin Routine.«

»Ich denke da an das Wetter.«

Er winkte ab. »Das ist harmlos. Da haben wir schon schwerere Stürme erlebt, glauben Sie mir.«

»Sicher.«

Der Kommandant hockte sich auf das unterste Bett. »So völlig überzeugt sind Sie nicht?«

»No, Sir. Aber ist das nicht verständlich?«

»Sicher. Bei diesen Dingen reagieren die Laien immer etwas überempfindlich.«

»Sie tun so, als hätte es keine Unfälle gegeben«, hielt ich ihm entgegen.

»Bei uns aber nicht.«

Suko nahm die Antwort vorweg. »Das sagen Sie so, Commander. Ich weiß nicht, was alles vertuscht wird.«

»Das ist eine Hypothese.«

»Wovon wir hoffen, daß wir sie niemals zu beweisen brauchen«, erwiderte ich. »Dieses Gebiet ist mir mehr als unheimlich und jagt mir auch so manchen Schrecken ein.«

»Sie können den Fortschritt nicht aufhalten.«

»Aber kontrollierbar machen.«

Der Commander hatte wohl keine Lust mehr, mit uns zu diskutieren. Er schaute auf seine Uhr. »Ich glaube, wir müssen jetzt an Deck«, sagte er.

Suko und ich standen auf, während der Commander vorging und uns die schmale Tür aufhielt. Wir gerieten in einen engen Gang, unter deren Decke zahlreiche Rohre entlangliefen. Fast kam ich mir vor wie auf einem U-Boot, dabei war dies hier ein Patrouillenboot.

Auf dem Weg an Deck streiften wir unsere wetterfesten Jacken über und stellten die Kapuzen hoch. Als wir das Deck betraten, empfing uns wäßriger Schnee. Augenblicklich waren wir von einem weißen Schleier umgeben, und die Männer an Deck waren nur schemenhaft zu

erkennen.
Kommandos hallten. Die große Winde befand sich am Heck des Schiffes. An ihr hing bereits die schwere Kiste mit ihrer makabren Ladung. Noch warteten die Männer auf den Commander, damit sie die Kiste versenken konnten.
Das Schiff machte keine Fahrt mehr. Es dümpelte auf den Wellen, die lang anliefen und das Boot zum Schaukeln brachten.
Der Chinese und ich hatten im Laufe der Jahre schon einige Schiffsreisen unternommen, so daß wir vor dem Problem der Seekrankheit nicht mehr standen. Wir konnten es an Deck schon aushalten, ohne daß uns der Magen in die Kehle stieg.
Wir begaben uns zu den anderen. Die Besatzung salutierte, als der Commander erschien. Einer machte Meldung, die der Kommandeur nickend zur Kenntnis nahm.
Wir hatten unsere Hände in den Taschen vergraben und standen neben dem Professor für Strahlentechnik, dessen Gesicht einen leicht grünlichen Schimmer zeigte.
»Ich habe bereits die Fische gefüttert«, sagte er.
»Legen Sie sich lieber hin«, riet ich ihm.
»Nein, ich muß dabei sein.«
»Was haben Sie denn für ein Gefühl?« wollte Suko wissen.
»Im Gegensatz zu Ihnen bestimmt ein Gutes. Die Männer hier wissen, um was es geht. Sie haben Routine und machen diesen Job nicht erst seit gestern.«
»Das hoffe ich.«
Wieder ertönten Kommandos. Die Militärs machten es immer spannend.
Der Commander persönlich sorgte dafür, daß die Winde in Bewegung gesetzt wurde.
In den windgebeutelten Wellen verschwand die makabre Fracht sehr langsam. Der Schnee fiel immer dichter und vereinigte sich mit dem grauen Meer. Wir schauten zu, bis die Kiste verschwunden war, doch unsere Befürchtungen blieben.
Dann erschienen zwei Soldaten der Besatzung. Sie trugen Taucheranzüge. Obwohl das Meer so aufgewühlt war, wollten und mußten sie tauchen, denn es mußte sichergestellt werden, daß das Objekt auch seinen richtigen Platz bekam.
Es dauerte noch eine Viertelstunde, bevor die Männer den Befehl bekamen, in die Tiefe zu steigen. Sie sprangen von Deck und waren bald verschwunden.
Der Commander gesellte sich zu uns. Auf seinem Mantel lag eine dicke Schneeschicht. Im Gesicht und in seinem Bart war er zu kleinen Wassertropfen geschmolzen, die wie Perlen auf der Haut und dem dunklen Gestrüpp lagen.

»Nun?« fragte er. »Noch immer mißtrauisch?«
»Die Bedenken sind nicht weniger geworden«, erwiderte ich.
»Ach, da brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben. Unsere Leute wissen schon, worum es geht.«
»Und wo bleibt die Fracht?«
»Sie wird von den Tauchern in eine Unterwasserhöhle geschafft, wo auch der andere Müll lagert.«
»Wird auch kontrolliert?«
»Selbstverständlich führen wir Routinekontrollen durch. Was denken Sie denn? Nein, auch uns geht es in erster Linie um die Sicherheit. Aber wir haben nun mal das Problem und müssen auch damit fertig werden. Meiner Ansicht nach haben wir das geschafft.«
»Nun ja«, sagte ich nur.
»Sie können unter Deck gehen, wenn Sie wollen«, schlug der Commander vor. »Ihre Aufgabe ist ja so gut wie beendet.«
»Wir bleiben trotzdem.«
Dafür verschwand der Professor. Er hielt sich dabei die Hand vor den Mund.
Die Taucher ließen sich Zeit. Wir standen im Flockenwirbel und kamen uns schon bald selbst wie Schneemänner vor. Über Funk standen die Männer am Meeresgrund mit den Leuten an Deck in Verbindung. Es lief alles normal, die Besatzung war sehr zufrieden, und als die Taucher wieder erschienen, da wurde geklatscht.
»Naß da unten«, sagte der eine, als er sich aus seinem wärmenden Neoprenanzug schälte.
»Gibt es da unten noch immer keine Meerjungfrauen?« wurde er gefragt.
»Leider nicht. Aber Fische.«
»Die sind mir in der Pfanne am liebsten«, erwiderte der Frager.
Man lachte. Die Spannung war ihnen genommen. Es hatte keine Schwierigkeiten gegeben.
»Unter Deck ist es wärmer«, schlug der Commander vor.
Wir nahmen sein Angebot an. Für uns gab es hier nichts mehr zu tun.
Man würde uns wieder an Land bringen. Während das Boot danach in See stach, um einen anderen Auftrag zu übernehmen, der irgendwie mit einer Bohrinsel in Zusammenhang stand. Nähere Informationen hatten wir nicht bekommen.
Es gab heißen Tee. Er war mit Rum aufgeputscht worden und schmeckte vorzüglich. Auch Suko trank. Bei diesem Wetter war es wirklich das beste.
Ich hatte mich auf das Bett gelegt, Teetasse und Aschenbecher standen auf meinem Bauch, schaute dem Rauch nach und machte mir meine Gedanken. Völlig überzeugt hatte mich die Versenkung nicht. Suko erging es ähnlich, das sah ich seinem Gesicht an.

»Was willst du dem Alten melden?« fragte er nach einer Weile.
»Daß alles glatt gegangen ist.«
»Zu glatt, wie?«
Ich wälzte mich vorsichtig auf die Seite und blickte den Chinesen an.
»Wie meinst du das?«
»Nur so.«
»Vielleicht sehen wir auch zu schwarz.«
»Bei dem Job, den wir haben, ist das auch kein Wunder.«
Da hatte mein Partner recht.
Eine Stunde später gingen wir von Deck. Ich sah in zahlreiche, grinsende Gesichter. Wahrscheinlich hatten die Männer der Besatzung hinter unserem Rücken getuschelt. Das war mir egal.
Wenn es um Sicherheit ging, kannte ich keine Kompromisse.
In Wick erlebten wir die erste Enttäuschung. Das Militärflugzeug war abkommandiert worden. Dringender Einsatz, hieß es.
»Und wie kommen wir jetzt nach London?« fragte ich den zuständigen Offizier auf dem kleinen Airport.
Der hob die Schultern.
»Kann ich mal telefonieren?«
»Natürlich, Sir.«
Ich erwischte unseren Chef. Der Alte war obersauer, daß wir hier oben festsaßen. Da kein dringender Einsatz vorlag, konnte er uns auch keine Maschine schicken. Wir mußten also den normalen Weg nehmen. Das hieß: Zugfahrt.
»Auch das noch«, schimpfte ich.
Suko grinste. »Wir können unterwegs Station bei deinen Eltern machen.«
Die Idee war nicht schlecht. Ich nahm mir vor, die Eltern anzurufen.
Vorerst jedoch wollten wir uns nach den Zugverbindungen erkundigen.
Da hatten wir abermals kein Glück. An diesem Tag gab es keine durchgehende Verbindung mehr. Wir mußten schon bis zum nächsten warten. Es fuhren zwar Züge, aber was nutzte es, quer durch Schottland zu reisen, ohne dem Ziel näherzukommen.
Es blieb uns nichts anderes übrig, als hier in Wick zu übernachten.
Hotels und Gasthöfe gab es. Zimmer waren überall frei, die Preise niedrig, und wir quartierten uns in einem alten Gasthaus ein, wo noch jede Wand die Geschichte des Landes atmete. Im Gastraum selbst hingen die Wappen der einzelnen schottischen Clans, und der Wirt, er trug einen Kilt, war sehr traditionsbewußt eingestellt.
Die Zimmer waren klein und sehr sauber. Dafür sorgte die Frau des Hauses, eine resolute Person um die Fünfzig, vor der auch der Wirt kuschte. Ein Sohn half ebenfalls mit und auch die Tochter mit ihrem Mann. Wir bekamen einen hervorragenden Whisky kredenzt, ließen

ihn uns schmecken, und auch Suko nippte ab und zu.

Unser Zug fuhr am nächsten Tag. Und zwar nach Mittag. Wir merkten beide, daß der Wirt etwas auf dem Herzen hatte. Als wir abends mit den Einheimischen beisammen saßen, da wagte er, die Frage zu stellen.

»Sie kommen doch aus London, Sir, könnten Sie etwas über die Stadt erzählen?«

Das tat ich gern. Die Runde wurde wirklich urgemütlich. Jeder Gast wußte irgend etwas, und wir erfuhren auch einiges über diesen Landstrich hier, den ich kaum kannte, obwohl ich vor Jahren einmal hier in der Nähe auf der Insel der Skelette gekämpft hatte.

Natürlich wurden auch Spukgeschichten erzählt. Je mehr Whisky wir tranken, um so breiter wurden die Geschichten ausgemalt. Suko und ich erzählten nichts, wir verschwiegen auch unsere Berufe, und als wir schließlich auf die Uhr schauten, war es bereits zwei Stunden nach Mitternacht.

Unsere Betten warteten.

Etwas angetörnt schritt ich die Treppe hoch, und als ich mein Bett nur sah, da fielen mir schon fast die Augen zu.

Tief und traumlos verbrachte ich die Nacht. Am anderen Morgen fühlte ich mich, als wäre ich aus einer Bewußtlosigkeit erwacht. Es war bereits hell, Schnee fiel auch keiner mehr, das konnte ich noch im Bett liegend erkennen, und als ich auf meine Armbanduhr schaute, wurden die Augen groß.

Schon 9.00 Uhr!

Himmel, hatte ich geschlafen. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett, vergaß wegen der Schräge, den Kopf einzuziehen und verzog das Gesicht, als es hohl dröhnte, wobei ich nicht sicher war, ob dieses Geräusch von meinem Kopf produziert wurde oder von den Balken.

Das zweite Klopfen allerdings entstand an der Tür. »He, du Langschläfer«, hörte ich Sukos Stimme. »Steh endlich auf!«

»Bin schon dabei.«

»Und wann kommst du an?«

»Sagen wir in einer Viertelstunde.«

»Okay, ich fange schon mit dem Frühstück an.«

»Gut, aber laß mir etwas übrig.«

Aus der Viertelstunde wurden zwanzig Minuten. Ich beeilte mich wirklich nicht, aber ich fühlte mich ausgeruht wie selten. Meine Eltern hatte ich vergessen, anzurufen, das wollte ich nach dem Frühstück.

Als ich im Gastraum erschien, roch es nach Kaffee und gebratenem Speck. Die Wirtin bediente persönlich. Sie entschuldigte dabei ihren Mann. Er hatte in der letzten Nacht dem Whisky ein wenig reichlich zugesprochen und fühlte sich nicht ganz wohl. Dafür hatte ich Verständnis.

Das dunkle Brot duftete, als wäre es frisch aus dem Ofen gekommen. So war es auch, als ich nachfragte. Ein Bäcker hatte es gebracht. Wir ließen es uns schmecken. Vor allen Dingen hatten wir Zeit. Uns trieb niemand, und fast fühlte ich mich wie im Urlaub.

Die Wirtin las die Zeitung, während ihre Tochter die lange Theke säuberte.

Der Himmel war klarer geworden. Auf den Hausdächern lag noch eine weiße Schicht. Der Schnee blieb dort liegen, während er auf den Straßen bereits getaut war.

Es war still in der Gaststube. Hin und wieder vernahmen wir ein Rascheln, wenn die Wirtin die Zeitung umschlug, dann hörten wir ihren erstaunten Aufschrei.

Ich verschluckte mich fast an einem Stück Schinken. Suko ließ überrascht seine Tasse sinken. Automatisch drehten wir uns um, damit wir die Frau sehen konnten.

Sie war aufgestanden und hatte die Zeitung sinken lassen. Wir sahen ihr Gesicht, das hochrot angelaufen war. »Was ist denn los?« fragte ich.

Rasch kam sie hinter der Theke hervor. »Das ist wirklich ein Ding«, sagte sie. »Furchtbar. Wir haben doch in der Nacht über Gespenster und alles mögliche gesprochen, nicht wahr?«

»Ja.«

Sie blieb neben dem Tisch stehen. »Stellen Sie sich vor, Mr. Sinclair und Mr. Suko, was die von der Zeitung schreiben, und sogar ein Bild ist dabei.« Sie legte uns das Blatt auf den Tisch.

Suko und ich rückten zusammen, damit wir gemeinsam lesen konnten.

Zuerst sahen wir das Bild. Es war grausam. Das Foto zeigte einen gewaltigen Fisch, der sich über die Reling eines Bootes geworfen hatte, wobei aus seinem Maul mit den höllisch gefährlichen Reißzähnen noch der Unterkörper eines Mannes schaute. Der andere Teil war innerhalb des Rachens verschwunden.

»Der Killerfisch schlägt zu!« murmelte ich, als ich die Überschrift nachlas.

Wir lasen die Geschichte gemeinsam durch und erfuhren, daß es Fischer gewesen waren, die der Fisch angegriffen hatte. Der Artikel endete mit der Frage, ob noch mehr Killerfische die Gewässer um die Küste unsicher machten. Zudem hatte der Reporter eine Erklärung parat.

Er sprach von einem Urzeitfisch, einem Überbleibsel aus der langen Vergangenheit der Erde.

Als wir beide den Artikel gelesen hatten, schob ich die Zeitung zur Seite.

»Nun, was sagen Sie?« fragte die Wirtin. »Ist das nicht schrecklich,

was da geschehen ist?«
»Da haben Sie recht«, erwiderte ich.
»Ich sage es ja immer. Man ist vor bösen Überraschungen nie sicher. Viele Fischer glauben an Meerungeheuer. In der Nacht haben wir noch davon gesprochen, man soll es wirklich nicht beschwören, denn plötzlich sind sie da.«
»Sie glauben also an eine Echtheit des Bildes?« Suko schaute die Wirtin an.
»Beim Andenken meiner Mutter, es ist echt. Wirklich. Das ist sogar grauenhaft…«
Der Meinung waren wir auch. Nur wollte ich so recht nicht an die These des Reporters glauben. Es bestand vielleicht die schwache Möglichkeit, daß ein Tier aus der Urzeit die Millionen von Jahre überlebt hatte, aber das Auftauchen dieses Monsterfisches konnte auch einen anderen Grund haben. Schwarze Magie.
»Wo liegt denn dieser Ort, aus dem die Fischer stammen, die das Ungeheuer gesehen haben?« erkundigte ich mich.
»Nicht weit von hier. Er heißt Cloak, und er liegt an der Sinclair's Bay. Aber wieso fragen Sie? Wollen Sie da etwa hinfahren, meine Herren?«
»Mal sehen.«
»Bei meiner Seele, das würde ich nicht.« Die Wirtin drückte beide Hände gegen ihren beachtlichen Busen. »Dahin könnte man mir eine Reise schenken, ich würde sie nicht annehmen.«
»Dafür können Sie uns die Rechnung bringen«, erklärte ich freundlich lächelnd.
»Natürlich, gern.« Sie verschwand. »Und?« fragte Suko.
»Ein Fall jagt den anderen«, erwiderte ich.
»Also sind wir am Ball?«
»Und wie. Sollte da tatsächlich etwas dran sein, wird es einen Höllentanz geben.« Ich stand auf. »Begleiche du schon die Rechnung, ich kümmere mich um einen Leihwagen.«
»Aber bring einen vernünftigen, keinen Bentley.«
Von der Tür her drohte ich Suko mit der Faust. Dann verließ ich das Gasthaus.

***

Seit zwei Jahren lag er auf dem Meeresgrund. Verletzt, angeschlagen, bewegungsunfähig, aber nicht tot. Sein Gegner hatte es nicht geschafft, ihn zu besiegen, obwohl er ihm fast den Schädel von den Schultern geschlagen hatte.
Deutlich erinnerte er sich noch an die letzte rasende Fahrt, an den Kampf in und auf der Kutsche, als er gegen einen Menschen antrat, der den Mächten der Finsternis den Kampf angesagt hatte. Er hatte

den Mann mit in die Tiefe reißen wollen, doch der Schlag mit der Peitsche hatte alles vereitelt. Dafür war er gefallen. Hinein in die Klippen. Dort riß ihn die kochende Brandung mit, zog ihn hinein ins Meer, und gefährliche Unterwasserströmungen spielten mit ihm, als wäre er nur ein Stück Treibholz und nicht ein gefürchtetes Monster.

Irgendwann hatte sich sein verunstalteter Körper in eine Felsspalte verfangen. Dort war er steckengeblieben, und keinem Unterwasserstrom war es gelungen, ihn wieder zu befreien.

So vergingen Tage, Wochen, Monate und sogar zwei Jahre. Er dämmerte dahin, nicht lebendig, nicht tot, denn ein gefährlicher Rest Schwarzer Magie hielt ihn am Leben.

Und er wußte, daß irgendwann etwas geschehen würde. Dieser Zustand konnte nicht andauern, und auch nicht die ewigen Schmerzen, die von seiner Wunde am Hals abstrahlten.

Er hatte Zeit. Er starb ja nicht. Geheimnisvolle, nie erforschte Kräfte ließen ihn am Leben. Dem Tod hatte er ein Schnippchen geschlagen, und irgendwann würde auch das Leben wieder in seinen unseligen Körper zurückkehren.

Der Tag nahte.

Er merkte es mit einer Plötzlichkeit und Intensität, daß er in der Spalte hochzuckte und sich sein Oberkörper aufbäumte, wobei er vom Wasser noch weiter getragen wurde. Allerdings klemmte er nach wie vor mit den Füßen fest.

Ein seltsamer Kraftstrom glitt durch das dunkle Wasser und hatte ihn erreicht.

Er fühlte sich besser. Viel freier war er jetzt. Seine Bewegungen konnte er kontrollieren, er schlug mit den Armen um sich, wühlte den sandigen Meeresgrund auf und klammerte sich mit einer Pranke am Felsen fest.

Er wußte nicht, wem er den geheimnisvollen Kraftstrom zu verdanken hatte, das spielte auch keine Rolle. Er wollte nur endlich frei sein, und darum mußte er sich bemühen.

Da er die Kraft wieder in sich spürte, gelang es ihm sehr leicht, sich trotz der festgeklemmten Beine aufzusetzen und seinen Oberkörper vorzubeugen, wobei er die Arme ausstreckte. Mit einer Hand klammerte er sich an dem Felsen fest, die Finger vergrub er in eine Spalte, die aussah, als wäre sie mit dem Beil in das Gestein geschlagen worden.

Jetzt mußte er nur noch die Beine freibekommen.

Das schaffte er auch. Mit all seiner Kraft riß und zerrte er, kümmerte sich nicht darum, daß die alten Lumpen, die ihn umhüllten, noch mehr zerrissen wurden und daß auch Haut in Fetzen ging. Als lappiges Stück fiel es ab, wurde von der Strömung erfaßt und fortgetrieben.

Er aber war frei.

Endlich!

Die langen Monate des Wartens waren vorbei. Nun konnte er das Wasser verlassen und an dem Rache nehmen, dem er sein Schicksal verdankte. Er würde ihn finden, soweit konnte sich der andere überhaupt nicht verstecken.

Noch lag er auf dem Meeresgrund. Er hatte dabei eine waagerechte Haltung eingenommen, die Arme ausgestreckt, so daß seine Pranken im weichen Untergrund verschwanden. Düster war es hier. Kleinere Fische umschwammen ihn und schauten ihn aus ihren großen Glotzaugen an, bevor sie erschreckt wendeten und davonglitten.

Und wieder erreichte ein neuer Kraftimpuls das Monstrum. Es schüttelte den Kopf, als wollte es trübe Gedanken verscheuchen, löste seine Hände und geriet so in die Strömung, von der es nicht nur mitgenommen, sondern auch der Oberfläche entgegengetrieben wurde.

Schwimmbewegungen machte es nicht, es ließ sich nur treiben, wie ein Stück Holz.

Höher und höher glitt er. Das Wasser wurde klarer, die Trübung war zwar noch vorhanden, jedoch nicht mehr so stark wie auf dem Grund des Meeres. Das Monstrum hatte freie Bahn.

Grünlich schimmerte das Wasser. Auch hier wurde es von zahlreichen Fischen umkreist, die seinen Aufstieg beobachteten. Dann jedoch verdunkelte ein Schatten die unmittelbare Umgebung. Er war gewaltig, zuerst nur als bizarres Etwas zu sehen, dann jedoch huschte er heran.

Erst jetzt hob das Monstrum den Kopf.

Ein Killerfisch lauerte auf ihn. Riesig in seinen Ausmaßen, mit runden, starren Augen, die einen stumpfen Blick aufwiesen. Halb war das Maul geöffnet, die Zähne darin wirkten wie Messer, so gefährlich waren sie.

Das Monstrum, zwar keiner menschlichen Regung fähig, merkte allerdings, daß hier ein Feind lauerte. Ein Feind, der bekämpft werden mußte. Und kämpfen konnte es, das hatte es früher schon gelernt, wo es sich immer durchsetzen mußte, denn die Feinde lauerten überall.

Es machte auch gar nicht erst den Versuch, dem Fisch auszuweichen, im Gegenteil, das Monstrum schwamm näher heran, wobei es seine langen Arme ausgestreckt hielt.

Der Killerfisch lauerte. Er bewegte nur sein Maul und klappte es langsam auf.

Darin sah das Monstrum seine Chance. Beide Klauen griffen zu, verhakten sich vor der unteren Zahnreihe im Fleisch des Riesenfisches und rissen es mit einem Ruck entzwei, als bestünde die Haut nur aus Papier.

Ein dunkler Blutstrom schoß aus der Wunde und färbte das Wasser.

In Wolken trieb er auch auf das Monstrum zu, so daß er ihm für Sekunden die Sicht nahm.

Das Monstrum paddelte sich frei. Sein viereckiges Maul hatte es geöffnet, es tat ihm nichts, wenn Wasser hineindrang, es war kein normales Lebewesen, und als es aus der Wolke auftauchte, da sah es, wie der Killerfisch abdrehte und eine lange Blutwolke hinter sich ließ, die als schmale Spur zerfaserte und von den Wellen abgetrieben wurde.

Das Monstrum war zufrieden. Eine erste Bewährungsprobe hatte es hinter sich. Der Kampf war gewonnen. Zuversicht ergriff von ihm Besitz.

Auch die anderen Kämpfe würde es gewinnen, und diesmal wollte es das Monstrum schlauer anstellen.

Einmal drehte es seine kantigen Schädel und glotzte zurück in die Tiefe.

Es war kein Verfolger zu sehen. Der Killerfisch hatte das Weite gesucht.

Urplötzlich durchbrach das Monstrum mit seinem schrecklichen Schädel die Oberfläche. Der Kopf schien wie ein Korken auf dem Wasser zu hüpfen, Wellen rollten heran, überschwemmten ihn, so daß er im ersten Augenblick nichts sehen konnte.

Dann wurde er von einer hochlaufenden Welle nicht überspült, sondern auf den Kamm getragen, und er konnte sehen.

In Sichtweite sah er einen unregelmäßig verlaufenden Streifen. Mit dem sicheren Instinkt erkannte er, daß er diesen Streifen ansteuern mußte, denn dort befand sich das Land.

Als er wieder in das Wellental glitt, hatte er seinen Entschluß bereits in die Tat umgesetzt. Mit paddelnden Bewegungen, die an die eines Hundes erinnerten, sah er zu, daß er die Richtung beibehielt. Seine Rachetour sollte beginnen. Nicht umsonst hatte er die lange Zeit auf dem Meeresgrund verbracht. Derjenige, dem er dies verdankte, sollte sterben.

Der Mann hieß John Sinclair. Und sein Gegner hatte auch seinen Namen. Andere hatten ihm einen gegeben.

Das Frankenstein-Monster!

***

Von ihren Zimmern aus hatten sie einen herrlichen Blick über die Sinclair's Bay. Und wenn die Tage einmal klar waren, dann konnten sie sogar das offene Meer sehen. Unter ihnen und landeinwärts lag der kleine Fischerort Cloak, und eigentlich gab es in ganz Schottland keine idealere Stelle für sie als dieses Hotel in einer Burg.

Sie, das waren fünf Kampfschwimmer.

Drei Männer und zwei Frauen!

Jawohl, Frauen waren auch dabei, denn im Zeitalter der Gleichberechtigung drängten die weiblichen Personen nicht nur in Männerberufe wie Schlosser oder Automechaniker, auch Jobs, die wirklich alles erforderten, wurden von ihnen ergriffen.

Die fünf Kampfschwimmer wollten zur Armee. Sie mußten erst mehrere Tests bestehen, bevor sie aufgenommen und noch einmal hart trainiert wurden.

Meist war es so, daß bei dieser letzten Prüfung fünfzig Prozent der Neulinge durchfielen.

Die beiden Frauen hatten allen Unkenrufen zum Trotz die Vorprüfungen blendend bestanden. Sowohl den körperlichen Anforderungen waren sie gewachsen, als auch den seelischen und dem Dauerstreß.

Prüfungsleiter Ray Gannon war nichts anderes übriggeblieben, als die beiden einundzwanzigjährigen Frauen mitzunehmen, um mit ihnen auch den letzten Test durchzuführen.

Gannon gehörte zur Army, und man erzählte sich, daß er einer der härtesten Einzelkämpfer sein sollte, die England aufzubieten hatte. Er war ein Roboter, eine Maschine, ihn konnte man ohne Wasser mitten in der Sahara absetzen, er überlebte ebenso wie im tiefsten Dschungel, allein und ohne Proviant.

Bei den meisten war er gefürchtet, und auch die fünf Kampfschwimmer zählten ihn nicht eben zu seinen Freunden.

An diesem Vormittag sollte zum zweitenmal getaucht werden. Und das direkt voll. Zuerst hatte es geheißen, um vier Uhr wecken, das Wetter jedoch hatte ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Jetzt war der Beginn bis auf elf Uhr verschoben worden.

Die beiden Frauen bewohnten zusammen ein Zimmer. Es lag im Südflügel der alten Burg, war ziemlich geräumig und hatte zwei Fenster, durch die man hinaus in die Bay schauen konnte.

Die Blondhaarige hieß Jill Dalton, ihre Freundin mit dem kurzen braunen Haar hörte auf den Namen Eileen Cooper. Ihre Väter dienten beide in der Armee. Jills alter Herr als General, Eileens Vater als Kommandeur eines Fliegerhorstes.

Von klein auf waren sie mit dem Militär vertraut, und als sie sich entschlossen hatten, Kampfschwimmerinnen zu werden, da hatten sie ihre Väter für verrückt erklärt. Aber die beiden wollten es ihnen beweisen und hatten es bis jetzt geschafft.

Beide packten ihre Taucheranzüge zusammen. Sie sprachen nicht viel, jede war konzentriert. Die Anstrengung der vergangenen Tage war ihnen deutlich anzusehen. Die Gesichter waren härter geworden, sie hatten viel von ihrer Weiblichkeit verloren, und auch die Körper zeigten mehr Muskeln als es bei Frauen normalerweise üblich ist. Auf Firlefanz wie schminken und schöne Kleider wurde hier kein Wert

gelegt, die Frauen hatten sich auch damit abgefunden, sie dienten allein ihrer Aufgabe.

»Alles klar?« fragte Jill, als sie sich erhob und durch ihre Haare strich.

»Moment noch.« Eileen hatte eine etwas rauhe Stimme bekommen, denn während der Ausbildung schrie nicht nur Ray Gannon, sondern auch die Fast-Rekruten.

Jill trat ans Fenster. Ihr Gang war geschmeidig. Man hörte kaum, als sie das Zimmer durchquerte. Eine Folge ihrer Vorausbildung, wo man den Frauen auch Karate und den Umgang mit Waffen beibrachte. Als sie durch die Scheibe schaute, sah sie hinter den dünnen Wolken eine blasse Sonne.

»Das Wetter wird besser.«

Eileen richtete sich. Ihr Mund war ein wenig breit geraten und wurde noch breiter, als sie lächelte. »Der liebe Gott meint, es eben gut mit uns.«

»Hoffentlich denkt Gannon genauso.«

Wenn man vom Teufel spricht, dann erscheint er meist. So war es auch hier.. Ohne vorher anzuklopfen, wurde die Tür hart aufgestoßen, und First Lieutenant Gannon stand auf der Schwelle.

Dreißig Jahre war er alt, ein Typ, wie man sich den Schleifer vorstellte.

Gar nicht mal groß, mit viel Muskeln bepackt. Breite Schultern, ein Kleiderschrankkreuz und einen Haarschnitt, der gar keiner war. Er hatte sich die blonden Haare so kurz schneiden lassen, daß sie nur noch als winzige Stoppeln auf dem Schädel wuchsen, dafür konnte der Betrachter die abstehenden Ohren besser erkennen, die Gannon auch den Spitznamen Segelflieger eingebracht hatten. Hörte er ihn jedoch, wurde er fuchsteufelswild und wollte den Leuten den Hals umdrehen, die darüber redeten: Sein Gesicht war knochig. Wie ein Schnurrbart wuchs auf seiner Oberlippe eine lange Narbe, die er sich durch einen Messerstich zugezogen hatte, als er in Soho in eine Kneipenschlägerei geraten war. Blasse Augen, man konnte sie auch farblos nennen, ein strichdünner Mund und so helle Augenbrauen, daß sie auf der Gesichtshaut nur bei näherem Hinsehen zu erkennen waren.

Obwohl die beiden Frauen noch nicht zur Armee gehörten, hatte Gannon militärischen Drill befohlen. Als sein »Achtung!« erklang, standen die beiden zukünftigen Kampfschwimmerinnen sofort still.

Dann erfolgte ihre Meldung.

»Jill Dalton meldet sich zur Stelle!«

»Eileen Cooper meldet sich zur Stelle!«

Da die beiden Frauen noch keine Dienstgrade besaßen, mußten sie ihre Namen nennen und dabei Männchen bauen. Ein wirklich blödes Spiel.

Gannon nickte. Er schaute die beiden an, und in seinem Blick lag kein Funken Gefühl. Männer schauen Frauen normalerweise anders an, Gannon nicht. Er kannte nur seinen Job.

»Abmarsch sofort«, sagte er. »Die anderen befinden sich bereits am Strand! Ich habe ein wenig Auflockerungstraining mit ihnen gemacht.« Er grinste schief. Was das Auflockerungstraining anging, so hatte er die drei Männer sicherlich gescheucht, bis sie nicht mehr konnten. Das war Gannon egal.

Als er sich umdrehte, salutierten die Frauen wieder. Sie nahmen ihre Ausrüstung hoch und folgten Gannon im Laufschritt. Die Treppe hinunter ging es, bis sie den kleinen Platz vor dem Schloß erreichten. Der Bau stand auf einem hohen Felsen. Stufen waren in den Stein gehauen worden. Sie endeten erst am Strand, der an sich keiner war. Es gab nur einen mit Steinen bedeckten schmalen Streifen. Danach begannen sofort die Klippen, wo die Brandung gebrochen wurde und spitze Felsen mit ihrer weißen schaumigen Gischt übersprühte.

Sich mit einem Boot zwischen die Klippen zu wagen, war lebensgefährlich, denn die Strömungen und Untiefen besaßen so eine Kraft, daß sie die Boote mitsamt Besatzung in die Tiefe zerren konnten.

Oft gab es nur schmale Durchfahrten zwischen den Felsen.

Als die beiden Frauen mit dem Ausbilder den Strand erreichten, hatten die Männer das Schlauchboot schon klargemacht. Weiter oben lief die Straße entlang. Sie führte nach Cloak. Am Rand der Straße hatten sich einige Zuschauer eingefunden, um den Kampfschwimmern zuzusehen, die sich bei diesem kalten Wetter tatsächlich nicht scheuten, zu tauchen.

Gannon grinste, als er die Gaffer sah. Er liebte Publikum, wenn er sich hervortat. Da wollte er anderen einmal seine Macht demonstrieren.

»Antreten!« schrie er.

Blitzschnell stellten sich seine fünf Leute auf und nahmen auch sofort Haltung an.

Ganz links stand der lange Burt Lester. Er hatte rote Haare und wurde von Gannon immer nur der »Blaue« genannt.

Cal Borny hatte am meisten Kraft. Er war ein Bulle mit Stiernacken und viel zu langen Armen. Er stammte aus Wales, und man konnte ihn als reines Konditionswunder bezeichnen. Bornys Haar war ebenso kurz geschnitten wie das von Gannon. Da es jedoch dunkel war, hatte man bei dem Mann das Gefühl, ein schwarzer Schleier würde über seinem Kopf liegen.

Dritter und letzter war Kid Rosen. Er wollte es seinem Vater beweisen, daß er etwas taugte. Wieviel Kraft in seinem schmalen Körper steckte, war ihm nicht anzusehen. Er fiel auch dann nicht um,

wenn andere schon längst am Boden lagen. Der Kleine hatte eine Pferdelunge.

Wegen seiner schmalen Gestalt wurde er nur »Handtuch« gerufen.

Gannon schritt die Mini-Front ab. Er hatte aus seinen Militärbüchern gelernt, die Hände lagen bei ihm auf dem Rücken, die Mundwinkel waren verächtlich verzogen, als wären die drei Männer und zwei Frauen vor ihm nur Dreck.

Heute fand er nichts, woran er hätte etwas aussetzen können, Die Ausrüstung war in Ordnung, die Neoprenanzüge zeigten keine Falten.

Glatt saßen sie auf den Körpern.

Er ging die Front wieder zurück, blieb stehen und grinste. »Ich war bereits draußen«, erklärte er. »Es ist direkt ein Kinderspiel, zwischen den Felsen hindurchzufahren, deshalb werden wir das jetzt wiederholen. Aber ich bin nicht aus lauter Spaß an der Freud hinausgefahren, ich habe etwas mitgenommen, und zwar einen Beutel mit Steinen. Ihr sollt denken, es wäre Gold, daß ihr zu bergen habt, nur werdet ihr nicht zusammen, sondern gegeneinander arbeiten. Zwei gegen drei. Dalton, Cooper und Rosen gehören zur ersten Gruppe. Lester und Borny zur zweiten. Diejenigen, die den Beutel mit Steinen hochbringen, sind angenommen, und damit es auch echt zugeht, werden wir Harpunen mitnehmen, die Betäubungspatronen verschießen. Das ist meine Idee, sie steht in keinem Ausbildungsplan. Wenn es einen aus der Gruppe erwischt, Pech, dann soll der andere zusehen, daß er seinen Kameraden so schnell wie möglich an die Oberfläche schafft, sonst wird er von Neptun für alle Ewigkeiten geholt.« Gannon lachte. »Noch Fragen?«

»Das ist gegen die Vorschrift«, begehrte Kid Rosen auf.

»Was meinst du Scheißer, was mich das interessiert? Hier bin ich der Gott!«

Gannon hatte die Worte so laut geschrien, daß es die Zuschauer auf dem Weg auch hörten. Er wollte mal wieder seine tolle Macht beweisen.

Rosen war still. In Wirklichkeit dachte er darüber nach, Gannon einmal eine Lektion zu erteilen.

»Ab ins Boot!«

Die Gruppe parierte. Was so oft geübt worden war, klappte auch diesmal vorzüglich. Über die blanken Steine würde das mit Tarnfarbe bestrichene Boot ins Wasser geschoben, wo es die Wellen sofort packten und wieder zurückdrücken wollten.

Die beiden Frauen sprangen als erste hinein. Ihr Gewicht reichte, um das Schlauchboot ein wenig ruhiger werden zu lassen. Die Männer folgten, als letzter Gannon.

»Das hat mir gar nicht gefallen!« schrie er. »Fast wäre das Handtuch noch abgerutscht. Das werden wir üben.«

Die fünf hörten nicht auf seine Worte. Sie hatten genug mit dem Boot zu tun, das in den ersten Strudel geriet und im Kreis gedreht wurde.

»Die Ruder!« brüllte Gannon.

Er hätte den Befehl nicht zu geben brauchen, Lester und Borny hatten sich die Paddel schon geschnappt und stachen sie ins Wasser.

Sie mußten sich verdammt anstrengen, um den Kreisel wieder zu verlassen, aber sie schafften es. Dafür wurden sie förmlich hinauskatapultiert, und eine aus dem. Wasser ragende Felsspitze näherte sich bedrohlich schnell.

Mit aller Kraft bewegten die, beiden Männer ihre kurzen Ruderstangen gegen die Strömung. Am Heck, wo sich auch der kleine Außenborder befand, saß Kid Rosen und hielt das Ruder eisern fest.

Gannon bekam fast einen Anfall. Wie ein Giftzwerg kniete er in einer Sprühwolke aus Gischt und schrie: »Wollt ihr Staatseigentum zerstören, verdammt?«

Sie zerstörten es nicht. Haarscharf lenkten sie das Schlauchboot an dem gefährlichen Felsen vorbei und mußten auch noch die Hürde der nächsten Klippen nehmen, die nicht so weit aus dem Wasser standen, um die herum es allerdings ebenfalls gurgelte und schäumte.

Dann war noch die Brandung zu überwinden. Zum Glück herrschte kein Sturm. Der hätte das Boot sicherlich umgekippt, sie tanzten auch so schon genug auf den Wellenkämmen, rasten dann in das Tal hinein, und für einen Moment hatte es den Anschein, als würde das Schlauchboot mitsamt seiner Besatzung von der grüngrauen See gefressen.

Einige Möwen umkreisten aufgeregt schreiend das Schlauchboot und sahen zu, wie die Besatzung die gefährlichen Stellen hinter sich ließ.

»Das war keine Bravourleistung!« meckerte Gannon. Wie auch die anderen war er naß. Tropfen liefen über sein Gesicht. »So kommt ihr nie durch!«

Kid Rosen zeigte ihm einen Vogel, allerdings hinter seinem Rücken.

Wenn die Gruppe gedacht hatte, mit dem Außenborder fahren zu können, so sah man sich getäuscht. Gannon dachte überhaupt nicht daran. Er ließ seine Leute paddeln. Jetzt mußten auch die Frauen mit ran. Sie bissen die Zähne zusammen und stachen die Paddel gleichmäßig ins Wasser. Kein Laut drang über ihre Lippen. Die beiden machten ihre Arbeit ebensogut wie Männer.

Allzuweit wollte Gannon vom Ufer nicht weg. Er war immer auf Zuschauer aus und wuchs förmlich um das Doppelte, wenn Leute zusahen, wie er die anderen scheuchte.

»Stopp!« brüllte er plötzlich: Synchron zogen Jill Dalton und Eileen Cooper die Paddel aus dem Wasser. »Hier wird getaucht!« ordnete Gannon an. »Fragen sind ja keine mehr. Oder?« Sein drohender Ton ließ keine weiteren aufkommen.

»Über die Gruppen wißt ihr Bescheid. Drei gegen zwei. Die Harpunen mit den Betäubungspatronen habe ich hier.« Er holte sie unter einer wasserdichten Plane hervor.

»Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, daß es gegen die Vorschrift ist!« bemerkte Rosen.

»Halt dein Maul!« Dann das Kommando. »Ab!«

An den beiden verschiedenen Seiten des Schlauchbootes hechteten die fünf Mitglieder der Gruppe ins Wasser.

Zurück blieb Ray Gannon. Er machte es sich bequem und zündete sich eine schmale Zigarre an. Ein breites Grinsen überflog sein Gesicht. Da hatte er sich wirklich etwas Feines ausgedacht. Die würden sich wundern. Fünfzig Prozent Ausfall gab es sicherlich. Wenn diese Übung beendet war, hatten wohl die wenigsten Lust, noch weiterzumachen. Vor allen Dingen unter seinem Kommando.

Allerdings täuschte sich Ray Gannon. So friedlich wie die See schien, war sie gar nicht, denn dicht unter der Wasseroberfläche näherte sich eine unheimliche Gestalt dem Boot.

Das Frankenstein-Monster…

***

Ich hatte in der Tat einen Mietwagen auftreiben können. Zwar gab es in Wick keine Niederlassung irgendwelcher großen Mietwagenfirmen, aber es existierte dort ein Privatmann, der Wagen verlieh. Mir hatte er einen blau angestrichenen alten Jeep angedreht, der für diese Gegend goldrichtig war, vorausgesetzt, er schaffte die Strecke und brach nicht unterwegs zusammen.

»Das geschieht auf keinen Fall«, hatte mir der Verleiher versichert.

Ich war großzügig und glaubte ihm. Zudem hätte ich den zweiten Wagen, den er noch da hatte, auf keinen Fall genommen. Dieser alte Fiat wurde nur durch Rost zusammengehalten.

Mit dem Jeep gondelten wir los. Als Kundenservice hatten wir noch eine Karte der Gegend bekommen. Die würde uns unterwegs gute Dienste leisten.

Kaum hatten wir die Stadt verlassen, da merkten wir das erste Manko des Wagens. Er hatte keine Heizung. Oder keine, die noch funktionierte.

Wir mußten tatsächlich unsere gefütterten Jacken anziehen, sogar die Handschuhe behielt ich über. Die Sitze waren ziemlich ausgeleiert, federten nach, und auf Sukos Seite quoll stinkendes Seegras aus einem Schlitz im Bezug. Eine angenehme Fahrt würde das auf keinen Fall werden.

Schon bald hielt uns die karge schottische Landschaft gefangen. Hier im Norden mußte man schon wirklich Schottland-Fan sein, um sich wohlzufühlen. Es gab keinen Wald, alles war flach, der Wind wehte,

das Gras besaß einen braungelben Winterschimmer. Hin und wieder sahen wir schmutzige Schneeflecken.

Am Himmel führten die Wolken, getrieben vom Wind, wilde Tänze auf.

Es waren gewaltige Gebirge, mal dunkel mal hell, so daß es mir ganz so aussah, als würde es wieder anfangen zu schneien. In ein Schneegestöber wollten wir nicht kommen.

Die Straße nach Cloak mußte zwischen den Ortschaften mal irgend jemand zusammengedrückt haben, denn plötzlich wurde sie so eng, daß nur noch ein Wagen fahren konnte. Wenn jemand entgegenkam, mußte der schwächere in den Graben.

Uns kam keiner entgegen. Als die Fahrbahn sich wieder verbreiterte, das geschah nach einer langen Kurve, sahen wir auch die Steinwälle, die so typisch für Schottland sind und die den Weg der Fahrbahn haargenau markierten.

Die Reifen des Jeeps waren in Ordnung. Vor der Fahrt hatte ich sie mir genau angeschaut. Deshalb fuhr ich auch voll durch einen plötzlich auftauchenden Schneematschstreifen. Wir rutschten zwar etwas, aber die Reifen griffen.

»Du bist ja heute wieder ein kleiner Niki Lauda!« meinte Suko.

»In Schottland werde ich zum Tier.«

»Aha.«

Ich spielte mit dem Gaspedal. Der Jeep war gut. Wenn man ihn fuhr, konnte man die Heizung vergessen. Ich freute mich wie ein Kind, daß ein Spielzeug bekommen hatte. Einmal verließ ich sogar die Straße, scheuchte den Wagen eine kleine Böschung hoch und fuhr wieder herunter. Diese Aktion hatte bei Suko nur ein Kopfschütteln zur Folge.

Es ging etwas bergab. Deshalb konnten wir weit sehen, erkannten Häuser und dahinter das Meer.

Cloak war fast erreicht.

»Sieht irgendwie stark aus«, sagte ich und blickte über die Häuser hinweg, wo ein langer weißer Streifen gegen die Küste donnerte. Die Brandung.

»So etwas haben wir schon oft gesehen«, maulte Suko. »Fahr endlich, sonst friere ich hier noch fest.«

»Ist dir kalt?«

»Was denkst du denn?«

»Dann mach dir doch warme Gedanken.«

Suko schüttelte nur den Kopf. Er hielt mich für albern und übergeschnappt.

Die Straße folgte jetzt der Küstenlinie. Und zwar in zahlreichen Kurven.

Obwohl es fortlaufend bergab ging, blieben wir ziemlich hoch, so daß wir immer aufs Meer schauen konnten, das jetzt linkerhand von

uns lag, da der Weg eine große Kurve geschlagen hatte.

Bis zum Ort war es doch noch ein ziemliches Stück. Die Nähe der Häuser war eine optische Täuschung gewesen. Ich ließ die Späße sein, da ich mich voll auf die Fahrbahn konzentrieren mußte. Zu den Klippen hin war sie durch einen langen Steinwall gesichert. Die Steine aufzuschichten, hatte sicherlich eine Heidenarbeit gemacht.

Zwangsläufig mußten wir langsamer fahren. Das Donnern der Brandung übertönte sogar das Geräusch des Fahrtwindes. Ein paar vereinzelt stehende Häuser erschienen. Sie sahen ziemlich baufällig aus, wahrscheinlich wurden sie nur als Schuppen benutzt.

Dann hörte auch die Steinmauer auf, und wir konnten erkennen, daß das Gelände dahinter flacher wurde. Wir hatten einen guten Blick auf die Bay, die meinen Namen trug.

Das wüßten auch die Jugendlichen und zwei Erwachsene, die sich am Straßenrand eingefunden hatten und aufs Wasser schauten, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.

»Da tauchen welche«, sagte Suko.

Ich schaltete zurück und fuhr noch langsamer. »Wo?«

»Schau mal schräg nach links.«

Das tat ich erst, als der Wagen stand. Suko hatte sich nicht getäuscht.

Auf dem Wasser und hinter den Klippen, die von den hellen Schaumstreifen der Brandung umgeben waren, lag ein Schlauchboot auf dem Wasser. Es war nur schlecht zu sehen, da die Tarnfarbe sich kaum vom Wasser abhob. Dafür sahen wir den Mann, der im Boot hockte.

Er hantierte mit zwei Preßluftflaschen und trug eine Schwimmweste, wie sie auch die Soldaten von der Armee anhatten, wenn sie sich aufs Wasser wagten.

»Ich sehe keine Taucher«.

Einer der Zuschauer hatte meine Worte gehört. Er drehte sich um, und wir schauten in das pfiffige Gesicht eines sommersprossigen Jungen.

»Doch, Sir, da sind Taucher.«

»Das hast du gesehen?«

»Klar, wir alle.«

»Ist das etwas Besonderes, daß hier getaucht wird?« wollte ich wissen.

»Nein, das nicht. Aber haben Sie denn keine Zeitung gelesen, Sir?«

Ich begriff. »Denkst du an den Fisch?«

»Genau, Sir. Ich hätte Angst, wenn da diese Riesenfische im Wasser schwimmen. Den armen O'Casey haben sie geholt. Ich habe es selbst gehört, wie Mr. McLintock es erzählt hat.«

»Und der weiß das?«

»Klar, der hat auch den Fisch fotografiert.«

Ohne es wohl zu wollen, hatte uns der Junge ein paar gute Auskünfte gegeben. »Sind die Taucher denn von der Polizei?« hakte Suko nach.

»Nein. Die wohnen in der Burg.« Er drehte sich und streckte seinen Arm aus, so daß wir der Hand mit den Blicken folgen konnten und in der Verlängerung der Linie eine auf dem Felsen stehende Burg erkannten.

»Das ist ein Hotel. Wird auch viel von Ölsuchern bewohnt und von Leuten, die im Meer forschen.«

Ich nickte anerkennend. »Du kennst dich aber gut aus.«

»Mein Vater hat auch im Dorf etwas zu sagen.«

»Aha und was ist er?«

»Polizist«, erwiderte der Knirps stolz. Wir sahen ihm an, daß er sich über den Beruf seines Vaters freute. In der Großstadt war das oft anders. Da trauten sich die Polizistensöhne manchmal nicht zu sagen, was ihr Vater von Beruf war.

»Hast du den Fisch denn gesehen?« fragte ich ihn.

»Nein. Aber der kommt bestimmt noch mal hoch. Das sagen auch alle anderen. Mr. McLintock übrigens auch. Morgen wollen sogar Reporter kommen und am Strand ihre Kameras aufbauen. Das gibt vielleicht einen Wirbel, hat mein Vater gesagt.«

»Da hat er nicht gelogen.«

»Sind Sie auch wegen dem Fisch gekommen?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht.«

»Bleiben Sie lieber hier, dann können Sie ihn bestimmt sehen.«

»Und die Taucher jagen den Fisch?«

»Das weiß ich nicht genau. Kann aber sein.«

Wir schauten weiter und sahen, daß es sich der Mann im Schlauchboot bequem gemacht hatte. Er lag fast in seinem Boot und hatte die Beine ausgestreckt.

Und da geschah es. Ich hatte es im Anfang nicht richtig mitbekommen, da ich zur Burg hinschaute. Erst Suko machte mich auf den Vorgang aufmerksam.

»Verdammt, John, sieh!«

Sofort blickte ich wieder zum Boot.

Es schwankte. Das hatte seinen Grund. Allerdings nicht in den Bewegungen des Mannes, sondern weil aus dem Wasser eine Gefahr hervorkam, mit der der andere nicht gerechnet hatte. Wir sahen, wie er seine Arme hochwarf, sich im Boot drehte, nachschauen wollte, welche Ursache dieses Schwanken besaß und plötzlich von einem Arm umfaßt wurde, der ihm entgegenschnellte.

»Ein Ungeheuer!« schrie jemand.

Da konnte er recht haben. Ich aber stieß Suko an. »Los, Alter, das sehen wir uns an!«

***

Ray Gannon zeigte eine gewisse Art von Befriedigung, die schon teuflisch zu nennen war. Das konnte man seinem Gesicht ablesen, auf dem das kalte Lächeln wie eingefroren lag. Er war gespannt, ob die fünf ihrer Aufgabe gerecht wurden. Natürlich hatte er über das Ziel hinausgeschossen, da mußte er Rosen recht geben. Aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, und die Leute würden sich hüten, irgend etwas über seine Methoden zu sagen. Gannon verließ sich da ganz auf seine Stärke und auf den Respekt, den er ausströmte.

Die Betäubungsharpunen waren von ihm wirklich ein guter Einfall gewesen. Jetzt zeigte es sich, wer der Stärkere war und ob die Frauen auch mithalten konnten. Bisher hatten sie nicht einmal geklagt. Geflucht und geschimpft hatten nur die Kerle, wahrscheinlich schluckten die Frauen ihren Zorn herunter.

Ray Gannon schnippte seine Zigarre weg. Sie verlöschte zischend in der See. Er wälzte sich ein wenig zur Seite. Gern wäre er jetzt unter Wasser gewesen und hätte sich seine Schützlinge angesehen, wie sie versuchten, den Sack mit Steinen zu heben und sich dabei gegenseitig behinderten und bekämpften. Er war gespannt, wann der Verlierer auftauchte. Wahrscheinlich mit einem Betäubten im Arm.

Gannon schaute zum Ufer hoch. In der Luft lag ein Wasserstreifen, hochgeschleudert von der Brandung, die sich an den Klippen brach.

Weiter oben standen noch immer die Gaffer. Es waren sogar mehr geworden. Scharfäugig erkannte Gannon zwei Männer, die mit einem Jungen sprachen. Die Erwachsenen blickten sehr interessiert.

Sollten sie, um so größer konnte er hier die Schau abziehen. Daß er dazu nicht mehr kommen sollte, ahnte Ray Gannon nicht im geringsten.

Er merkte auch nichts von dem Verhängnis, denn das Unheil näherte sich ihm lautlos.

Das Monstrum hatte nur noch wenige Yards zurückzulegen. Hin und wieder hatte es seinen kantigen Schädel so angehoben, daß es einen Blick über die Wasserfläche werfen konnte.

Der Mann hockte noch immer in seinem Boot und ahnte nichts. Zudem schaute er in die entgegengesetzte Richtung, was dem anderen natürlich sehr gelegen kam.

Die letzten, tapsigen Schwimmbewegungen brachten den Körper bis dicht an das Schlauchboot. Ein wenig noch ließ er sich in die Tiefe sacken, und zwar so, daß er soeben unter der Wasseroberfläche schwamm.

Dann war es soweit.

Er hatte das Boot erreicht, der Mann wandte ihm den Rücken zu, und dann hob das Monstrum den rechten Arm. Wie ein Stumpf erschien er aus dem Wasser.

Und er griff zu.

Seine Klaue klatschte auf den Wulst des Bootes, drückte es nach außen, ein Vorgang, den der Mann mitbekommen mußte, und er drehte sich um.
Da schnellte das Monstrum hoch.
Bevor es seinen Arm um Gannons Hals klemmte, sah dieser noch das schreckliche Gesicht, und selbst ihm, dem harten Mann, schien ein Eispickel ins Herz zu fahren.
Das Gesicht war ein Vorbild für eine asymmetrische Plastik. Es schien aus zahlreichen Teilen zusammengesetzt worden zu sein, die Augen hingen schief, die Nase ebenfalls, das gleiche war mit den Ohren, und die Stirn schien gespalten zu sein. Er sah auch den Hals und die tiefe Wunde darin, sie leuchtete scharlachrot, obwohl das Wasser in der Wundenrinne lief.
Gannon wollte sogar schreien, da wurde ihm die Luft abgedrückt. Aus seiner Kehle drang nur ein Gurgeln, bevor er das Übergewicht bekam und von dem Monstrum ins Wasser gezogen wurde.
Eiskalt war die Flut. Sofort saugte sich Gannons Kleidung voll. Allerdings trug er noch eine Schwimmweste, die wollte ihn wieder an die Oberfläche drücken.
Das merkte auch das Monstrum. Es drückte Gannon herum und zerfetzte die Weste mit seiner Pranke.
Erst jetzt wurde Gannon bewußt, daß er sich in einer tödlichen Gefahr befand.
Zuvor war er einfach zu überrascht gewesen, und er dachte nicht daran, aufzugeben.
Er wehrte sich.
Ray versuchte, den Griff zu sprengen. Er kannte einige Tricks, und es gelang ihm auch, die Finger des anderen zu packen. Hart bog er sie herum. Wenn der andere ihn jetzt nicht losließ, würde Gannon ihm die Finger brechen.
Das Monstrum hielt fest.
Ray Gannon glaubte sogar das Knacken zu hören, als die Finger umgebogen wurden, aber der Griff lockerte sich nicht. Das Wesen verspürte keine Schmerzen.
Diese Erkenntnis machte dem eisenharten Ray Gannon Angst. Hinzu kam der Luftmangel, denn er hatte zuvor nicht die Chance gehabt, noch einmal tief einzuatmen.
Das Monstrum besaß Bärenkräfte. Während es durch den Auftrieb hin und wieder oberhalb der Wasserfläche erschien, hatte es den anderen praktisch in den Schwitzkasten genommen und drückte ihn in das Wasser hinein.
Gay Gannon wußte genau, daß er mit seinen Tricks nicht mehr freikam.
Er mußte sich etwas anderes einfallen lassen, wenn er überleben

wollte.

Alles in ihm schrie bereits nach Luft. Jede Faser, jeder Nerv seines Körpers wollte atmen, doch er zwang sich dazu, die Luft anzuhalten, denn nun machte sich sein Training bezahlt. In zahlreichen Stunden hatte er trainiert, und es war ihm gelungen, immer wieder zu überleben.

Hier mußte es auch klappen.

Gannon machte sich plötzlich schwer, und er rollte sich zusammen so gut es möglich war, dabei zog er auch die Knie an und versuchte, schmaler zu, werden, wobei er den Rest an Luft, der sich noch in seinen Lungen befand, ausstieß.

Wenn das Monstrum ihn weiterhin so halten wollte, mußte es nachgreifen, für den Bruchteil einer Sekunde hatte sich dann der Griff gelockert, und diese winzige Chance blieb Ray Gannon, um aus der Umklammerung herauszukommen.

Er versuchte es.

Und schaffte das schier Unmögliche! Zwar hätte ihm das Monstrum im Nachfassen fast noch ein Ohr abgerissen, aber Gannon kam trotzdem frei, wobei er sich den Schmerz verbiß und nur daran dachte, Luft zu bekommen. Tatsächlich gelangte er über Wasser. Er riß seinen Mund auf, hatte Glück, daß im Augenblick keine Welle anrollte, sah nur verwaschene, rote Kreise vor seinen Augen und glaubte, daß seine Lungen platzen würden, obwohl er tief einatmete. Aber zu lange waren sie ohne Sauerstoff gewesen, dessen Verlust auch sein Denken beeinträchtigte, so daß die nächsten Reaktionen rein instinktiv erfolgten und nur seinem Überlebenstraining zu verdanken waren.

Gannon begann zu schwimmen.

Er wußte, daß er jetzt schnell sein mußte wie nie zuvor in seinem Leben, sonst hatte er keine Chance, dem Monstrum zu entwischen. Im Kraulen war er schon immer gut gewesen, Bester seines Lehrgangs, und diese Schwimmethode wandte er auch an.

Er warf sich einer Welle entgegen, die ihn überspülte. Er kam sich wie in einem kleinen Berg aus Glas vor, dabei spürte er noch den Griff an seinem rechten Fuß, trampelte sich frei, traf dabei den Kopf seines Gegners, zog die Beine an und bewegte gleichzeitig die Arme, so daß er aus der Welle herauskam.

An eine Atemtechnik war in diesen Augenblicken nicht zu denken, er mußte erst einiges an Distanz zwischen sich und dem gefährlichen Monstrum bringen.

Das schaffte er auch, denn trotz seiner Erschöpfung war er schneller als der Verfolger.

Gannon schwamm um sein Leben. Und dieser eisenharte Typ fand auch seinen Rhythmus.

Vom Boot aus hatte die Distanz zwischen ihm und dem Land nicht so groß ausgesehen. Aus seiner jetzigen Perspektive kam sie ihm vor wie eine Meile. Und noch etwas durfte er nicht vergessen. Zwischen ihm und dem rettenden Ufer befanden sich noch die gefährlichen Strudel. Wenn die ihn zu fassen bekamen, waren sie ebenso tödlich wie das Monstrum.

Die Strudel würden ihn gnadenlos in die Tiefe ziehen, wo er elendig ertrank.

Er kämpfte.

Schon wurden die Wellen unruhiger. Sie liefen von allen Seiten auf ihn zu, es gelang ihm nicht mehr so oft, seinen Kopf über Wasser zu heben, um Luft zu bekommen.

Vor ihm lauerte der Tod, und hinter sich wußte er ihn ebenfalls. Eine verdammte Falle, in der er steckte.

Einmal schnellte er aus dem Wasser, saugte seine Lungen voll mit Luft und schwamm unter der Oberfläche weiter, mit zielstrebigen, schnellen Bewegungen.

Danach tauchte er wieder auf. Einen Blick zurück warf er nicht. Das hätte nur Zeit gekostet, doch er wußte, daß ihm das Monstrum auf den Fersen blieb. Da kannte es kein Pardon. Ein sicher geglaubtes Opfer ließ es so leicht nicht mehr los.

Er konnte die Strudel nicht umgehen. Plötzlich drang er in den ersten ein. Da halfen auch keine Schwimmbewegungen mehr. Soviel Kraft besaß er nicht, um gegen das starke Wasser anzukommen. Es drückte ihn nicht nur in die Tiefe, sondern wirbelte ihn auch um die eigene Achse, und mit dem Oberschenkel schlug er gegen einen Felsen, dessen Gestein unterhalb des Wassers spitz wie ein Messer war.

Schreien konnte er nicht, da sonst Wasser in seinen Mund gedrungen wäre. So verbiß er sich den Schmerz, schwamm gegen den Strudel an, was eigentlich hoffnungslos war. Trotzdem hoffte er, daß ihn die See wieder ausspie.

Das tat sie in der Tat. Wie ein Korken hüpfte er plötzlich aus den Fluten, er atmete ein, Wasser drang in seinen Mund, er mußte husten und keuchen. Neben ihm gurgelte und schmatzte es. Er sah eine schmale Rinne zwischen zwei Felsen, dahinter den hohen Gischtstreifen, und er hörte in seinem Rücken das Rollen der Wellen, die zum Teil schon von den aus dem Wasser ragenden Felsen gebrochen waren, aber dennoch eine nahezu zerstörerische Kraft in sich hatten.

Die Kraft der Brandung.

Gannon wurde von ihr erfaßt.

Er hatte das Gefühl, als hätten hundert Hände gleichzeitig zugegriffen und ihn in die Höhe gehoben. Er schrie, als er weitergetragen wurde, hinein in den gefährlichen Wirrwarr der

Felsen, wo die Brandung ihn zu einem lebenden Spielball machte.
Ray Gannon wußte nicht, wo oben, unten, rechts oder links war. Er war eingefangen in einer Gischtwolke und einem gläsernen Wasserberg, der ihn mit Urgewalt voranschleuderte und ihn an den Felsen zerschmettern lassen wollte.
Instinktiv hatte Gannon die Arme hochgerissen, um seinen Kopf zu schützen. Er wollte nicht, daß sein Gesicht zerschlagen wurde, und dann erfolgte der Aufprall.
Der eisenharte Ray Gannon verlor in diesen Augenblicken die Beherrschung. Er wurde so hart gegen den Felsen geworfen, daß er schrie, dabei öffnete er zwangsläufig den Mund. Statt Luft drang Wasser in seinen Rachen. Er schluckte unbewußt das Zeug hinunter, schlug mit den Armen um sich und hatte das Gefühl, sämtliche Knochen wären gebrochen. Er merkte kaum, daß eine Welle ihn wieder wegholte, doch die nächste rollte bereits heran, packte ihn und schleuderte ihn nach vorn.
Wieder krachte er gegen den Felsen, und diesmal konnte er seinen Kopf nicht schützen. Die scharfe Kante traf ihn zwischen Ohr und Stirn. Der Aufprall löste eine Explosion in seinem Schädel aus, die ihn in einen tiefen, endlosen Schacht riß.
Er merkte nicht mehr, was weiter mit ihm geschah, daß er von einem Wasserstrudel gepackt und fortgezerrt wurde. Wie ein lebloses Bündel trieb er zwischen den Klippen.
Wehrlos für das Monster, das längst nicht aufgegeben hatte. Zwar war es auch gegen das harte Gestein geschleudert worden, aber es konnte nicht bewußtlos werden. Es gelang ihm sogar, sich an einer Kante festzuklammern und sich auch so zu halten, daß es selbst die Kraft des zurückflutenden Wassers nicht schaffte, es wieder in die See zu reißen.
Nein, aufgegeben hatte das Frankenstein-Monster noch nicht. Es wollte seine Beute nach wie vor…

***

»Bleiben Sie lieber hier!«
Der Warnruf klang noch in unseren Ohren nach, aber darum kümmerten wir uns nicht. Wir hatten erlebt, daß sich ein Mensch in höchster Not befand, und wir wollten zusehen, daß wir ihm halfen.
Was da aus der Tiefe genau aufgetaucht war, hatten wir nicht erkennen können. Die Entfernung war zu groß. Eins jedoch konnten wir mit Sicherheit sagen. Ein Riesenfisch war es nicht, denn der besaß keine Arme.
Nach der Straße war der Hang ziemlich steil. Erst weiter unten wurde er flacher. Dort lagen auch die ersten Steine, grauweiße Brocken, die sich in ihrer Farbe deutlich vom Untergrund abhoben

und wie hingeworfen wirkten.

Wir hatten Pech.

Schon nach den ersten Yards merkten wir, daß der Hang wirklich zu steil wurde. Zudem war er noch feucht, und die Nässe machte ihn rutschig.

Ich verlor zuerst den Boden unter den Füßen, Suko konnte sich noch halten, verlor dann auch das Gleichgewicht und landete wie ich auf dem Hosenboden. Wütend zerbiß ich einen Fluch zwischen den Zähnen, stützte mich mit den Händen ab und kam wieder auf die Füße.

Wesentlich vorsichtiger liefen wir weiter. Dabei schauten wir nach vorn, um das Meer im Auge zu behalten, allerdings war unsere Sichtperspektive nicht mehr so gut, denn der hochsteigende Gischtstreifen nahm uns einen Großteil des Blickfeldes.

An einem Felsen konnte ich mich endlich abstützen. Jenseits davon war das Gras verschwunden. Nur noch ein paar braune Flecken waren zu sehen, mehr nicht. Und jenseits dieser Flecken begann der schmale, steinige Strand, wo bereits die letzten Wellenreste ausliefen, die den Weg zwischen den Klippen gefunden hatten.

Wir suchten den Mann.

Da wir auf den letzten Yards zu sehr mit uns selbst beschäftigt waren, hatten wir ihn aus den Augen verloren. War er vielleicht ertrunken?

»John!« Suko, der einige Schritte vorgelaufen war, hatte ihn entdeckt.

Es ging ihm verflucht schlecht, denn die Wellen hatten ihn zu einem Spielball gemacht.

Wir sahen, wie er einmal aus dem Wasser geworfen wurde, ein wenig in die Höhe stieg, dann zurückschleuderte, versank und wieder auftauchte.

Gefährlich war nur, daß er in einen Strudel geriet, der ihn aber bald wieder an die Oberfläche spülte und auf einen aus dem Wasser schauenden Felsen zuschleuderte.

Hart krachte er dagegen.

Wir bissen die Zähne zusammen, weil wir ihm nicht helfen konnten. Zwar hatten wir uns dem Wasser, so weit es ging, genähert, denn die Wellen leckten bereits um unsere Füße, aber wir brauchten ein Boot, wenn wir etwas erreichen wollten.

Und das stand uns leider nicht zur Verfügung. Auch war der nächste Felsen zu weit entfernt, als daß wir ihn hätten mit einem Sprung erreichen können, dafür erschien der Mann vom Boot wieder. Für einen Moment sahen wir ihn ziemlich deutlich, denn die Gischtwolke war zusammengefallen. Der aufgerissene Mund zeugte davon, wie sehr er unter Luftmangel litt. Fast sah es so aus, als würde er es schaffen, dann jedoch erreichte ihn die nächste Welle.

Sie besaß eine immense Kraft. Mein Gesicht verzerrte sich, als ich mitbekam, wie der Körper gegen den Felsen geworfen wurde und verschwand.

»Verdammt! Das schafft er nicht mehr!« keuchte Suko.

Beide merkten wir nicht, wie das Wasser um unsere Beine leckte und bereits in die Schuhe gelaufen war, so daß unsere Füße klatschnaß geworden waren.

Suko schaute mich an, und er hob dabei die Schultern. Eine bezeichnende Geste. Da war nichts mehr zu machen. Hoch schäumte die Brandung. Ich suchte nach einer Möglichkeit, wie wir uns dem anderen nähern konnten, da war nichts. Wir hätten über die Felsen klettern müssen, und die waren glatt wie Schmierseife.

Gab es noch eine Chance für den Mann?

Ich biß die Zähne zusammen, daß es knirschte. Suko war zur Seite gelaufen, er suchte nach einer anderen, besseren Stelle, dort stieg das Gelände bereits an, und es wurde noch schwieriger, zwischen die Felsen zu gelangen.

Aber wo steckte der andere? Dieses Wesen, das so urplötzlich aus der Tiefe erschienen war?

Hatte es die Verfolgung nicht überstanden? War es vielleicht ertrunken oder zerschmettert worden?

Wir sahen nichts.

»John, er ist wieder da!« rief der Chinese.

»Wo?«

Suko deutete mit dem ausgestreckten rechten Arm schräg nach unten.

»Dort ist eine schmale Rinne, das Wasser treibt und drängt ihn da hinein. Verdammt, das sieht für ihn nicht gut aus, ehrlich.«

Auch ich hatte den anderen entdeckt. Leblos trieb er dicht unter der Wasseroberfläche. Heranrollende Wellen überspülten ihn und drückten ihn weiter vor. Er mußte sich verletzt haben, denn wir sahen das dunklere Blut als lange Schlieren im Wasser treiben.

Plötzlich hielt Suko nichts mehr. Er sprang von seinem erhöhten Platz herunter und suchte sich einen Felsen als zweite Startposition. Ich wollte ihm folgen, als ich plötzlich den Verfolger des Mannes entdeckte. Er wurde von einer Welle hoch-und gegen einen Felsen gehoben. Dort kroch er förmlich hoch, und es gelang ihm, sich tatsächlich an dem Buckel festzuklammern.

Als wir oben standen, hatten wir von ihm so gut wie nichts gesehen.

Jetzt waren wir näher dran, vor allen Dingen konnte ich mich um ihn kümmern, während Suko sich mit der Rettung des Mannes beschäftigte.

Es war kein Mensch, das sah ich sofort. Als eine erneute Welle anlief und ihn packte, sah es für einen Augenblick so aus, als könnte er sich

nicht mehr halten. Er schaffte es trotz der Wasserkraft, wurde aber hochgehievt, und mir gelang es, zum erstenmal sein schreckliches Gesicht zu erkennen.

Mich traf fast der Schlag.

Das Wesen kannte ich. Verdammt gut sogar. Das war kein geringerer als das gefährliche Frankenstein-Monster!

***

Es war immer wieder ein neues Erlebnis, wenn sie in die Tiefe glitten.

Obwohl die zwei Frauen und drei Männer schon öfter getaucht waren, begeisterte sie das unendliche Schweigen jedesmal aufs Neue. Hier war die Stelle des Meeres, die von keinem Laut unterbrochen wurde, hier herrschte die absolute Ruhe.

Zwei Gruppen hatte Ray Gannon bilden lassen, und beide blieben dicht zusammen.

Die beiden Frauen schwammen mit Kid Rosen, während Burt Lester und Cal Borny ebenfalls zusammenblieben. Da sie sich in der Nähe der Küste befanden, war das Wasser noch trübe. Wenn der Sturm die See aufwühlte, dann spürte sogar der Grund des Meeres dies, dann wurde er aufgewirbelt, als würden riesige Hände in Schlamm und Schlick herumsuchen und den Untergrund zu gewaltigen Wolken hochschleudern.

Auch jetzt befanden sich noch zahlreiche Teilchen im Wasser, die sich noch nicht abgesetzt hatten und diese Trübung verursachten. Um überhaupt einigermaßen sehen zu können, mußten die Taucher ihre mitgenommenen Unterwasserleuchten einschalten.

Fünf helle Strahlen stießen in die trübe Suppe, die sie kaum aufhellen konnten, denn schon knapp eine Körperlänge weiter verloren sie sich im Dunst.

Sie waren aber trotzdem eine Hilfe, und so konnten die fünf Taucher erkennen, wann sie den Grund erreicht hatten.

Dort fanden sich die Gruppen wieder und besprachen sich. Das hatte mit normalem Reden nichts zu tun, die Frauen und Männer verständigten sich durch Zeichen, deren Sprache sie zuvor genau einstudiert und auswendig gelernt hatten.

Kid Rosen hatte das Kommando übernommen. Seine Hand beschrieb einen Kreis.

Jill Dalton und Eileen Cooper nickten. Jills Haar wurde dabei vom Wasser wie eine Fahne hochgeweht, auch hier unten herrschte eine Strömung, so daß die Taucher sie mit Arm-und Beinbewegungen ausgleichen mußten, um stehenzubleiben.

Sie sahen etwas seltsam aus mit ihren Preßluftflaschen, den Atemmasken und den Harpunen in den Händen. Irgendwie wirkten sie

wie Ungeheuer.
Kid Rosen hob die Hände: Alles klar, sollte das bedeuten, und auch die Frauen lösten ihre Beine vom Boden.
Sie wollten den »Schatz« suchen. Dabei mußten sie ungemein wachsam sein, denn die zweite Gruppe war ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen.
Einer würde die anderen immer beobachten. In der ersten Gruppe war dies Kid Rosen. Die beiden Frauen sollten suchen, und er deckte ihnen dabei den Rücken.
Sie hatten keinen Anhaltspunkt bekommen, wo die versenkten Steine lagen. Der Sauerstoff reichte für zwei Stunden. In dieser Zeit mußten sie die Aufgabe gelöst haben.
Zudem wurde es dann kalt. Da hielten auch die wärmenden Taucheranzüge die Kälte nicht ab, die wie ein gefährlicher Feind überall hinkroch und sich einnistete.
Jill und Eileen blieben zusammen. Sie orientierten sich nach dem Kompaß, den sie wie eine Uhr an den Handgelenken trugen.
Gleichmäßig waren ihre Bewegungen. Sie atmeten nur wenig, denn man hatte ihnen beigebracht, mit dem Luftvorrat sparsam umzugehen, auch dann, wenn die Flaschen noch gefüllt waren.
Sie schwammen in Richtung Norden und bewegten sich dabei auf die Steilküste der Bay zu. Einen genauen Plan des Meeresgrunds kannten sie nicht, dennoch wußten sie, daß es in dieser Region zahlreiche Unterwasserberge gab, die durch ein Höhlensystem miteinander in Verbindung standen. Jeder traute Ray Gannon zu, daß er seinen »Schatz« innerhalb dieses verwinkelten Systems versteckt hatte.
Auch die andere Gruppe mit Burt Lester und Cal Borny hatten sich die Felsen als Ziel ausgesucht. Sie gingen ebenfalls davon aus, daß sich dieses Gebiet hervorragend als Versteck eignete, nur näherten sie sich von der anderen Seite. Vielleicht trafen sie sogar innerhalb der Höhlen aufeinander, was sich im Prinzip keine Gruppe wünschte, denn wenn eben möglich, wollte man die Konfrontation untereinander vermeiden.
Die Frauen erreichten das Zielgebiet als erste, während Kid ein wenig zurückblieb und sicherte.
Als gewaltige Schatten hob sich das Unterwassergebirge vor ihnen ab.
Es wirkte wie eine düstere, zerfließende Wand, deren Konturen jedoch deutlicher hervortraten, je mehr sich die beiden Taucherinnen der Wand näherten.
Nun erkannten sie, daß diese nicht glatt war, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte, sondern aufgerauht und rissig. Versehen mit zahlreichen Spalten, kleinen Höhlen, Eingängen und Einschnitten. In ihrer Nähe hielten sich eine Unmenge Fische auf. Winzige Dinger, die

erschreckt weghuschten, wenn sie in das Streulicht der Lampen gerieten.

Jill Dalton streckte die linke Hand aus, berührte das mit Muscheln und Kalk überwachsene Gestein und trat Wasser. Hinter der Brille wirkten ihre Augen unnatürlich vergrößert. Wenn Gannon seinen »Schatz« tatsächlich hier versteckt hatte, dann konnten sie suchen, bis sie schwarz wurden, ohne ihn jemals zu finden.

Trotzdem mußten sie in das Labyrinth.

Ihre Warterei hatte einen simplen Grund. Erst sollte der dritte Mann dabei sein, dann wollten sie weitersehen. Von der anderen Gruppe hatten sie noch keine Spur entdeckt.

Als Kid Rosen heranglitt und seine Partnerinnen sah, schüttelte er schon den Kopf. Die Frauen verstanden, er hatte keinen Verfolger ausmachen können. Die Harpune mit der am Körper haftenden Betäubungspatrone hielt er in der rechten Hand. Damit deutete er auf die gewaltige Felswand und bewegte nickend seinen Kopf.

Also hinein.

Eileen schwamm an Kid heran und machte ihm durch Zeichen klar, daß sie Jill folgen wollte und er am besten draußen blieb und Wache hielt.

Kid war einverstanden. Er hob die freie Hand, spreizte Zeige-und Mittelfinger. Das Siegeszeichen.

Sie wollten es schaffen, und sie würden es schaffen, das hatten sie sich fest vorgenommen.

Dicht an der Felswand bewegten sie sich entlang. Kid Rosen blieb zurück, sein heller Lampenfleck wurde schon bald vom trübem Wasser aufgesaugt.

Die blonde Jill hatte wieder die Führung übernommen. Yard für Yard tastete sie sich an der Wand entlang und suchte nach einem Einstieg.

Irgendeine Rinne mußte doch breit genug sein, um ihre Körper zu fassen. Was dahinter lag, wußte niemand.

Dann sah sie eine Höhle. Aber unter sich. Sie merkte es daran, daß Wasser hineingezogen wurde und ihre Beine in den Bereich der Strömung gerieten.

Jill gab ihrer Freundin ein Handzeichen.

Eileen verstand: Sie schlug eine Rolle und hatte noch vor Jill den Schlund erreicht.

Mit dem Wasser ließ sie sich treiben, machte sich schmal-und lang, wobei sie die Arme ausgestreckt hielt und die eingeschaltete Lampe wenigstens die unmittelbare Umgebung erhellte.

Die beiden dicht hintereinander schwimmenden Frauen waren in einen regelrechten Schlauch geraten. Fast waagerecht stach er in den unterseeischen Berg hinein, an seinen Rändern war er rauh und rissig.

Übersät mit zahlreichen Spalten und kleinen Einschnitten. Ideale

Schlupflöcher für winzige Fische und allerlei Kleingetier.
In diesem Schlauch war es noch trüber als vor dem Berg. Die Lampen leisteten den Taucherinnen wirklich eine wertvolle Hilfe. Als sich der Tunnel verbreiterte, da wußten die Frauen, daß sie das Ende erreicht hätten.
Das war in der Tat so.
Er öffnete sich an seinem Ende. Jill und Eileen stellten fest, daß sie einen breiten Canyon erreicht hatten, dessen Wände steil anstiegen und über ihnen verschwanden.
Sie berieten sich.
Links oder rechts, das war hier wirklich die Frage. Schließlich entschieden sie sich, nach rechts zu schwimmen, doch Eileen hatte bereits nach wenigen Yards etwas dagegen. Sie holte auf, stieß ihre Freundin an und machte ihr klar, daß es besser für sie wäre, wenn sie sich teilten und in verschiedene Richtungen davon schwammen.
Jill Dalton hatte Bedenken und schüttelte den Kopf. Doch Eileen wollte nicht. Sie deutete auch auf ihre Uhr, so daß Jill einfach verstehen mußte.
Sie begriff auch. Die Zeit war eben zu kostbar. Eileen hielt beide Hände hoch, wobei sie die Finger spreizte.
Zehn Minuten Frist, mehr nicht. Damit war auch die blondhaarige Jill einverstanden.
Die Frauen winkten sich noch einmal zu und trennten sich dann. Jill schwamm in die entgegengesetzte Richtung. Schon bald hatte sie ihre Freundin aus den Augen verloren, denn als sie den Kopf wandte, war nicht einmal mehr, ein heller Fleck zu sehen.
Das Schweigen des Meeres umfing die mutterseelenallein schwimmende Jill Dalton. Viele Menschen hätten Angst gespürt, nicht so Jill. Sie kannte sich aus, dafür war sie schon zu oft getaucht. Sie war praktisch im Wasser zu Hause. Selbst die australische Küste war ihr nicht mehr unbekannt.
Jill Dalton hielt sich dicht am Grund. Wenn sie den Sack finden wollte, dann lag er irgendwo im sandigen Schlamm des Meeresgrundes. Sie hoffte nur, daß er nicht völlig verschwunden war.
Der unterseeische Canyon änderte seine Breite nicht. Dafür waren seine Wände aufgelockerter. Zahlreiche Höhlen, Schlünde und Öffnungen kamen der Taucherin wie die weit aufgerissenen Mäuler geheimnisvoller Wesen vor.
Manchmal spielte sie mit dem Gedanken, in einer dieser Öffnungen zu verschwinden, dann wiederum sagte sie sich, daß es keinen Sinn hatte, bevor sie nicht sicher war, daß der »Schatz« auf dem Boden des Canyons lag.
Die Hälfte der Zeit war schon um, und der Lampenschein glitt noch immer über einen leeren Meeresboden. Leer insofern, daß von dem

gesuchten Gegenstand nichts zu entdecken war.

Dafür erschien vor ihr ein bizarrer Schatten, der auch in die Höhe wuchs.

Im ersten Moment erschrak Jill, dann verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln. Der Schatten war nichts anderes als ein gesunkenes Schiff. Es war nicht einmal groß. Obwohl Algen und Planken die Aufbauten überwuchert hatten, erkannte Jill Dalton an der Form des Schiffes die Barkasse.

Sie glitt weiter. Hin und wieder stiegen ein paar Luftperlen wie von der Schnur gezogen in die Höhe, und als die Frist um war, hatte sie noch immer keine Spur von dem gefunden, was sie suchte.

Dieser Sack war zu gut versteckt.

Jill mußte umkehren. Die Hälfte der ausgemachten Minuten war bereits überschritten. Auf dem Rückweg wollte sie schneller schwimmen, da brauchte sie nicht mehr zu suchen, und vielleicht hatte auch Eileen Erfolg gehabt. Noch standen die Chancen 50 zu 50.

Jill machte geschmeidig kehrt.

Und erstarrte vor Entsetzen.

Vor ihr stand stumm und drohend der Killerfisch!

***

Er hatte also überlebt!

Dieser Gedanke schoß mir zuerst durch den Kopf, als ich das Monstrum anschaute. Automatisch glitten meine Gedanken zurück in die Vergangenheit. Ich dachte an einen unheimlich kalten Winter, an ein Schloß, in dem ein seltsamer Graf mit seinen Monstern lebte, zu denen auch dieser Frankenstein-Verschnitt gehörte. Der Fall hatte mich schließlich zu einem Stützpunkt der Teufelstochter Asmodina geführt, und ich dachte an den kleinen Marcus, mit dem ich die rasende Fahrt in der Teufelskutsche unternommen hatte, attackiert von dem Frankenstein-Verschnitt. Es war zu einem mörderischen Kampf gekommen, während wir dem Abgrund immer näher rasten. Fast hätten wir es nicht mehr geschafft. Im letzten Augenblick war es mir schließlich gelungen, das Frankenstein-Monstrum mit der Dämonenpeitsche zu schlagen, bevor Marcus und ich von der Kutsche sprangen. Das Monstrum war weitergerast, die Kutsche hatte nicht mehr stoppen können und war mit dem unheimlichen Fahrgast über dem Klippenrand verschwunden. [2]

Ich hatte wirklich gehofft, daß es vernichtet sein würde. Dies allerdings war eine Täuschung gewesen, wie ich leider feststellen mußte.

Der Frankenstein-Verschnitt lebte.

Und er sah so aus wie früher. Nur eins war noch hinzugekommen. Die Narbe an seinem Hals. Ich hatte sie ihm mit der Peitsche

geschlagen, jetzt leuchtete die Spur blutigrot.
Auch mich mußte es gesehen haben. Sein viereckiger Schädel mit dem verwüsteten Gesicht bewegte sich pendelnd hin und her, und dies im Rhythmus der anrollenden Wellen. Mir kam in den Sinn, daß ihn die Strömung an diese Stelle getragen haben mußte, denn wie sollte er sonst hierher gekommen sein?
Tief atmete ich ein.
Ich schaute auf Suko. Der hatte sich von mir entfernt, stand bis zu den Hüften im Wasser und versuchte, den Mann zu retten, der von dem Monstrum attackiert worden war. Gischtregen umsprühte meinen Partner, er konnte mich nicht sehen, und ich wollte ihn auch durch mein Rufen nicht von seiner Tat abhalten.
Nein, das Monster gehörte mir.
Ohne daß es mir richtig bewußt wurde, hatte ich die Beretta gezogen.
Ob es durch Silberkugeln vernichtet werden konnte, wußte ich nicht, hoffte es jedoch.
Wieder ließ sich das Monster von einer Welle hochschwemmen. Dabei gelang es ihr, auf den glatten Felsen zu klettern und dort auch sitzenzubleiben.
Hinter und über mir hörte ich die Schreie der Zuschauer. Auch sie mußten das Monstrum gesehen haben und waren ebenfalls entsetzt.
Ich schoß.
Dabei hielt ich den rechten Arm ausgestreckt, stützte noch mein Gelenk ab.
Mein Arm bewegte sich kaum, als das geweihte Silbergeschoß den Lauf verließ.
Der Einschlag erfolgte nicht. Vielleicht war die Entfernung zu weit, oder ich hatte nur den Felsen getroffen, auf jeden Fall blieb das Frankenstein-Monstrum stur hocken.
Noch eine Kugel.
Wieder traf ich nicht, aber ich verfolgte seine Reaktion. Sein schauriges Brüllen übertönte selbst die Brecher der Brandung und erreichte meine Ohren. Hoch hob das Monstrum seinen rechten Arm, der an einer Schulter saß, die nach unten gezogen war, und es ballte die Hand zur Faust.
Wie ein finsterer Racheschwur kamen mir das Brüllen und die Drohgebärde vor.
Danach ließ sich der Frankenstein-Verschnitt kurzerhand wieder ins Meer fallen.
Es hatte keinen Sinn, noch eine dritte Kugel zu vergeuden. Vor meinen Augen war er verschwunden, und ich hatte das Nachsehen. Mal wieder, muß man sagen.
Langsam sank mein Arm nach unten. Ich spürte, daß aus meinem

Gesicht das Blut gewichen war, die letzten Sekunden hatten mich stark mitgenommen, denn das Auftauchen dieses alten Gegners hatte mir eine verdammt unangenehme Überraschung bereitet.

Doch ich war gewarnt. Ich wußte, daß jemand unterwegs war und sogar ganz in meiner Nähe, der mich umbringen wollte. Eiskalt töten, vielleicht aus dem Hinterhalt, denn möglich war schließlich alles.

Suko fiel mir ein.

Er lief mir schon entgegen. Die Beretta hatte er gezogen, ich winkte ab.

»Du kannst sie wegstecken, es ist vorbei«, sagte ich ihm.

»Was war denn los?« fragte mein Freund, der naß bis zu den Ohren war.

»Erzähle ich dir gleich, Wie geht es dem Mann?«

Suko hob die Schultern. Die Geste sagte eigentlich genug aus. Trotzdem hakte ich nach. »Tot?«

»Leider. Ich konnte nichts mehr tun. Die Verletzung am Kopf war zu schlimm. Er muß bewußtlos geworden sein und trieb dann zwischen die Felsen. Wahrscheinlich ist er ertrunken, genau kann, das nur ein Arzt feststellen.«

Wir schauten uns die Leiche an. Der Mann sah irgendwie seltsam aus.

Der sehr kurze Haarschnitt und auch seine Kleidung wiesen auf einen Soldaten hin, aber hatte nicht der Junge oben an der Uferstraße von mehreren Tauchern gesprochen?

Ich fragte Suko, ob er noch andere Taucher gesehen hatte.

»Nein, John.«

Dann kamen schon die ersten Helfer. Zwei Männer trugen eine Trage.

Es war für sie nicht leicht, den steilen Hang hinunterzugehen. Sie rutschten mehr, als daß sie liefen.

Ich winkte ihnen zu und auch dem Polizisten, der ihnen folgte, wobei er noch seinen Sohn zurückscheuchte. »Sie brauchen sich nicht zu beeilen, der Mann ist tot!« rief ich.

Auch der Konstabler hatte meine Worte gehört. Er kam zu uns und blieb schweratmend stehen. Ein beträchtlicher Bauch spannte sich unter seiner Uniformjacke.

»Wer sind Sie?«

Suko und ich wiesen uns aus.

Sein Gesicht, das als große Zierde einen Schnauzbart aufwies, veränderte sich schlagartig und wurde bleich. »Sind Sie dienstlich hier?« erkundigte er sich und schaute von einem zum anderen.

»Ja.«

»Darf man den Grund wissen, Sir?« Ich nickte. »Es ist wegen des Killerfischs.«

Da schluckte der Polizist. »Das hat sich aber schnell bis London herumgesprochen.«

»Nein, Konstabler, nicht bis London. Wir waren zufällig in der Nähe, als wir davon hörten.«

»So ist das. Ja, glauben Sie denn an den Fisch?«

Ich schaute ihn an. »Genau wie Sie. Allerdings möchte ich zuvor mit Mr. McLintock darüber sprechen.«

»Natürlich, das verstehe ich.« Er wischte mit dem Handrücken über seine Lippen. »Man hat mir berichtet, daß Sie geschossen haben. Gab es einen Grund?«

»Den gab es, Konstabler, allerdings kann ich noch nichts Genaues sagen.«

»Natürlich.« Er nickte. »Ich heiße übrigens McDough.«

»Kommen Sie mal, Konstabler!« rief einer der beiden Träger, und McDough verließ uns, was mir recht war, denn so konnte ich ungestört mit Suko reden.

»Was war denn nun wirklich?« fragte mich der Chinese.

»Ein alter Bekannter ist aufgetaucht. Der Frankenstein-Verschnitt.«

»Moment«, sagte Suko. »Gehört habe ich davon…«

Da fiel mir ein, daß Suko damals nicht dabeigewesen war, sondern Bill Conolly, ich hatte es hinterher nur erwähnt, deshalb war dem Chinesen dieser Begriff nicht so geläufig.

»Aber wieso?« fragte er.

»Das kriege ich heraus.«

»Ob sein Erscheinen wohl in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem der Killerfische steht?« folgerte er.

»Möglich.«

»Falls es die Fische gibt.«

»Davon bin ich überzeugt. Wir kriegen sie schon noch zu Gesicht. Keine Bange. Etwas anderes macht mir viel größere Sorgen im Augenblick.«

Ich deutete aufs Meer, wo vor den Brandungswellen ein Boot auf dem Wasser tanzte.

»Darin waren Taucher«, erklärte ich. »Sie sind jetzt unter Wasser, nehme ich an, wobei ich nur hoffe, daß es nicht zu einer für die Menschen tödlichen Begegnung kommt.«

»Die Fische?«

»Von mehreren hat keiner gesprochen. Einer würde schon reichen. Wenn es eben geht, möchte ich mir ein Boot besorgen und selbst gern aufs Meer fahren.«

»Das sowieso, und dabei könnte uns dieser McDough behilflich sein. Ich rufe ihn mal.«

Der Konstabler kam sofort. Er war völlig aus dem Häuschen. Zwei Sensationen so dicht hintereinander, das konnte er kaum verkraften, der gute Mann.

»Wir sprechen über die Taucher«, klärte ich ihn auf.

»Von den Männern habe ich gehört, die wohnen in der alten Burg. Das ist inzwischen ein Hotel geworden. Da sind immer einige Zimmer für Ölsucher reserviert.«

Das wollte ich alles gar nicht wissen, mir ging es nur um die Männer.

»Wie viele Personen waren es denn?« fragte ich den Konstabler.

Er runzelte die Stirn und grinste dann. »Männer? Daß ich nicht lache. Nein, das waren keine Männer. Ich meine, nicht nur Männer. Auch zwei Frauen waren dabei.«

»Insgesamt also fünf«, stellte Suko fest.

»So ist es.«

»Und die sind getaucht?«

»Sieht so aus«, erklärte der Konstabler.

»Zeiten können Sie da nicht sagen?« wollte ich wissen.

»Nein.«

»Moment«, mischte sich Suko ein. »Da ist doch noch Ihr Sohn. Er hat zugesehen.«

Der Gendarm wurde vor Stolz rot. »Dieser Bengel«, sagte er, drehte sich um und winkte. »Ian, komm doch mal her! Los, beeil dich!«

Und Ian kam. Er rutschte den Hang hinab. Zum Glück trug er eine Hose aus Leder. Vor uns blieb er stehen und äugte seinen Vater mißtrauisch an, als hätte er ein schlechtes Gewissen. »Die beiden Herren hier sind Polizisten und kommen von Scotland Yard. Sie haben an dich, Ian, einige Fragen.«

Der Junge nickte.

Ich ging in die Knie. »Hör mal zu, Ian, deine Aussage ist sehr wichtig, deshalb überlege bitte genau, was du mir jetzt sagst. Alles klar?«

»Sicher.«

»Es geht um die Taucher. Wie du sicherlich mitbekommen hast, ist das Boot leer. Ich möchte von dir wissen, wann die Männer und Frauen ungefähr getaucht sind?«

»Die genaue Zeit?«

»Wenns geht.«

»Hm.« Er überlegte und legte seine Hand gegen die Stirn. »Das ist gar nicht so einfach. Als wir kamen, waren sie bereits auf dem Wasser. Zwar noch nicht an der Stelle, aber sie fuhren gerade hin. Ich habe sie dann beobachtet und konnte auch sehen, wie sie sich ins Wasser warfen. Das ist vielleicht…« Er unterbrach seinen Redefluß und krauste die Stirn.

»Ja, vielleicht ist es ungefähr eine halbe Stunde her. Bestimmt nicht länger.«

»Du bist dir da sicher?«

»Klar.«

Ich stand wieder auf und schaute McDough an. Der Konstabler nickte.

»Wenn das so ist und mein Sohn das sagt, dann stimmt es. Ich kenne ihn.«

»Gut gemacht, Ian«, lobte ich ihn.

»Ich will ja auch mal Polizist werden«, erklärte er.

»Das finde ich toll.« Leider konnte ich mich nicht länger mit ihm unterhalten, denn die Zeit drängte. »Konstabler, wir müssen unbedingt auf das Wasser. Wie kommen wir am schnellsten an das Schlauchboot heran?«

»Nicht über die Klippen.«

»Das hatten wir uns gedacht. Kann ich mir hier ein Boot leihen. Gibt es einen Hafen?«

»Natürlich, der Fischerhafen. Da bekommen Sie auch ein Boot. Ich fahre mit Ihnen.«

»Das ist prima. Vielen Dank.«

Wir stiegen den Hang wieder hoch. Der Konstabler atmete schwer.

Einmal mußte er von Suko geschoben werden. Auf der Straße meinte er: »Bin eben nicht mehr der Jüngste.«

Der Chinese grinste. »Die Ablösung wartet ja schon.« Dabei deutete er auf den Mitgelaufenen Ian.

Ich aber schaute auf das Meer.

Leer und verlassen schaukelte das Schlauchboot auf den Wellen. Ich dachte an den Frankenstein-Verschnitt und an die Killerfische. Waren sie tatsächlich Verbündete?

Daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief, dafür zeigte sich nicht nur die Kälte verantwortlich…

***

Jill wußte nicht, woher dieser Riesenfisch gekommen war. Er mußte sich in einer der Spalten oder Öffnungen verborgen gehalten haben und war hinter ihrem Rücken hervorgekrochen.

Gelesen hatte sie über diesen Fisch ebenfalls noch nichts, denn in dem als Hotel umgebauten Schloß waren sie und die anderen so gut wie kaserniert. Aus der Öffentlichkeit drang nichts an ihre Ohren. Vielleicht wären sie dann nicht getaucht, so aber wurde Jill Dalton mit dem Grauen konfrontiert.

Der Riesenfisch kam ihr vor wie ein aufgeblähter Ballon. Nur war ein Ballon harmlos und hatte kein Maul mit gefährlichen Reißzähnen darin wie dieser Fisch.

Und dann die Augen.

Glotzend und starr stierten sie die Taucherin an. Sie erinnerten an Kugeln, die etwas oberhalb und rechts und links des Mauls in den Fischleib hineingedrückt worden waren.

Wie eine Wand stand der Fisch im Wasser. Wegen seiner Größe fielen die Flossen kaum auf, denn sie waren relativ klein, und Jill erkannte

sie nur als huschende Bewegungen.

Sie wagte nicht, sich zu rühren. Fast still stand sie im Wasser und bewegte nur die Schwimmflossen an ihren Füßen. Vom Magen her stieg die Angst in ihr hoch. Es war ein drückendes Gefühl, das sich immer weiter ausbreitete, die Brust erreichte, das Herz wie mit unsichtbaren Reifen umklammerte und Atemnot verursachte.

Lange hatte Jill nicht mehr so eine Angst verspürt. Zum letzten Mal als Kind, als sie in einer Geisterbahn gewesen war und sich vor den Pappfiguren erschreckt hatte.

Und jetzt traf sie das würgende Gefühl wieder. Sie merkte, daß sie anfing zu zittern, und diese Vibrationen pflanzten sich durch den gesamten Körper bis hin zum Kopf. Sie lähmten ihr Denken, das Blut pochte hinter ihren Schläfen, bis sie diesen Zustand plötzlich überwunden hatte und ihr einfiel, daß sie noch eine Waffe bei sich trug.

Die Betäubungsharpune!

Konnte sie den Monsterfisch damit erledigen? Schaffte es das Gas? Es gab keine andere Chance, denn daß der Fisch auch ihr Leben wollte, war ihr längst klargeworden.

Der war gefährlicher als ein Tigerhai.

Jill mußte sich zusammenreißen, um keine zu heftige Bewegung zu vollführen, die das Monstrum reizen konnte. Langsam hob sie ihren rechten Arm an, sie spürte dabei eine Steifheit in der Schulter, sicherlich eine Folge der ungemeinen Nervenbelastung.

Dann hielt sie die Harpune so, daß sie auf das geöffnete Maul des Monsterfisches zielen konnte.

Da bewegte er sich.

Nie hätte Jill dem Fisch diese Schnelligkeit zugetraut. Er war ebenso flink wie ein Hai, wuchs noch größer vor ihrer Atemmaske auf, und Jill drückte ab.

Das Monster war überhaupt nicht zu verfehlen und auch sein geöffneter Rachen nicht.

Die an ihrem Ende stumpfe Patrone hieb in den geöffneten Rachen und verschwand. Sobald die Patrone Kontakt bekam, würde sie ihr betäubendes Gas verbreiten.

Jill Dalton spürte noch den Rückschlag der Waffe und drückte noch ihren Körper zur Seite, um dem zuklappenden Maul des Fisches zu entgehen.

Sie war viel zu langsam und glaubte selbst nicht an eine Chance. Um so mehr wunderte sie sich, daß die Zähne des Riesenfisches sie knapp verfehlten.

Sie überrollte sich unter Wasser, berührte mit den Schwimmflossen den Grund und stieß so schnell es ihr möglich war auf eine der Canyonwände zu, um dort alles weitere abzuwarten.

Die Angst und den Schrecken hatte sie inzwischen abgeschüttelt, jetzt ging es darum, sich zu verteidigen. Das Auftauchen des Riesenfisches gehörte bestimmt nicht ins Trainingsprogramm.

Der Riesenfisch war von der Betäubungspatrone voll getroffen worden.

Sie entfaltete auch ihre Wirkung, denn. Jill sah, wie der Fisch nicht mehr so ruhig im Wasser lag. Halb geöffnet war sein Maul. Dabei griffen die Zähne ineinander wie die Zinken eines Kammes. Und zwischen ihnen hätte sie jetzt stecken sollen, wenn es nach dem Willen des Fisches gegangen wäre.

Jill schüttelte sich.

Über die Felswand schabte der Fisch mit seinem Körper. Er bewegte dabei seinen gewaltigen Körper auf und nieder, trudelte zu Boden und blieb liegen.

Die eine Betäubungspatrone hatte ihn erledigt und Jill das Leben gerettet.

Das mußte sie erst einmal richtig begreifen. In ihrem Sinne hatte sie die Patrone wirklich optimal eingesetzt. Der »Schatz« kümmerte sie nicht mehr, dieser Killerfisch war viel wichtiger. Ein regelrechtes Monster, ein Untier, daß in diesem gefährlichen Labyrinth auf Beute lauerte. Jill hatte noch einmal Glück gehabt. Sie fragte sich allerdings, ob es wohl auch die anderen hatten, wenn so ein Fisch ihren Weg kreuzte, wobei Jill davon ausging, daß in dieser lautlosen und geheimnisvollen Unterwasserwelt mehrere dieser Exemplare umherschwammen.

Auf jeden Fall mußte sie die anderen warnen. Auch Gannon sollte Bescheid wissen, die ganze Suche mußte abgebrochen werden, und zuerst wollte sie Eileen von dem Erlebnis erzählen.

Mein Gott, Eileen. Sicherlich wartete sie schon voller Sorge auf sie. Jill sah zu, daß sie den Weg so rasch wie möglich zurückschwamm. Die Freundin mußte Bescheid wissen, falls sie nicht auch schon eine Begegnung mit einem Killerfisch gehabt hatte.

Jill Dalton war so mit ihren Gedanken und auch dem Vorsatz beschäftigt, daß sie auf die Umgebung nicht achtete.

In einen breiten Spalt hatte sich ein zweiter Riesenfisch hineingeklemmt.

Und er wartete ab, bis sein Opfer ihn fast passiert hatte. Dann stieß er vor.

Jill ahnte den gefährlichen Schatten mehr, als daß sie ihn sah. Sie wollte auch weg, sich herumwerfen, das war nicht mehr möglich, der andere hatte sie schon erreicht.

Riesig erschien ihr der Schlund, sie sah die Reihen der Zähne, als das Maul dicht vor ihr aufklappte und im nächsten Augenblick geschlossen wurde.

Jill Dalton geriet zwischen das mörderische Gebiß. Sie merkte zum Glück nicht viel, denn in der gleichen Sekunde, als der Fisch zubiß, erreichte sie der Tod.

Der Killerfisch schwamm weiter. Aus seinem Maul floß eine Blutspur, die sich im Wasser verlor.

***

Mittlerweile machte sich Eileen Cooper Sorgen. Jill war noch immer nicht zurück, und dabei konnte man sie wirklich als ein Muster der Pünktlichkeit bezeichnen. Wer sich verspätet hatte, war Eileen. Gleich um eine Minute war sie nach der Zeit gekommen.

Die Frau fand einen leeren Platz. Sie schwamm einen Kreis und leuchtete mit der Lampe auch die Wände des unterseeischen Canyons ab, von Jill keine Spur.

Eileen blickte auf ihre Uhr. Sie wollte der Freundin noch ein paar Minuten hinzugeben, bevor sie sich auf die Suche machte. Damit war der große Sieg natürlich gefährdet.

Plötzlich erschien ein Schatten. Lang und schmal war er. Eileen dachte zuerst an Jill, doch der Schatten kam aus einer anderen Richtung, und die Frau identifizierte ihn als Kid Rosen.

Sie hob grüßend den Arm.

Kid schwamm auf sie zu. Er machte eine fragende Bewegung, die Eileen richtig deutete. Sie klärte Rosen darüber auf, daß sie hier auf Jill wartete und diese die Zeit überzogen hatte.

Kid nickte. Er hatte gut verstanden. Die Unterhaltung ohne Worte klappte bei ihnen ausgezeichnet.

Er spreizte zwei Finger ab und deutete damit an, wie lange er noch warten wollte.

Eileen war einverstanden.

Sie blieben nicht auf der Stelle, sondern schwammen weit gezogene Kreise. Hin und wieder stiegen Luftperlenschlangen hoch und zerplatzten weit über ihnen.

Kid Rosen hielt sich dicht an der Canyonwand und leuchtete auch in die schmalen Spalten und Tunnels. Doch da konnte sich Eileen nicht versteckt halten. Vielleicht hat sie den »Schatz« gefunden, dachte Kid und schafft es jetzt nicht, ihn zu transportieren.

Eileen hatte andere Sorgen. Sie dachte darüber nach, daß Jill noch nie eine Verspätung gezeigt hatte. Das war einfach nicht ihre Art. Obwohl sich die Frauen selbst als Draufgängerinnen bezeichneten, vergaßen sie die Sicherheit nicht.

Safety first, hieß es auch bei ihnen.

Eileen sah den Killerfisch zuerst. Langsam schwamm er heran, er war sich seiner Beute sicher.

Zuerst glaubte die Frau an eine Wolke im Wasser, die, aus welchem

Grund auch immer, aufgewirbelt worden war. Dann jedoch erkannte sie die Umrisse des Fisches, und mit Schrecken sah sie auch, was aus dem Maul des Fisches schaute.

Jills Unterkörper!

Als der Monsterfisch näher schwamm, sah sie das Paar Beine, das aus dem Maul hing. Die Zähne dieses unheimlichen Fisches leuchteten in einem verschwommenen Weiß, alles sah aus, als würde Eileen den Fisch durch ein Glas betrachten.

Der Schreck nagelte sie buchstäblich auf der Stelle fest. Mit allem hatte sie gerechnet, nur nicht mit diesem Schrecken. Vor Angst war sie starr geworden, und sie bekam mit, wie der Fisch sein Maul öffnete.

Ihre Freundin lag bewegungslos. Sie war auf der unteren Zahnreihe festgeklemmt.

Welch ein Grauen!

Und dieses Tier schaute nicht so aus, als wäre es schon satt, denn jetzt hatte es zwei neue Opfer entdeckt, wovon Kid noch nicht bemerkt hatte, in welch einer Gefahr er überhaupt schwebte, denn er wandte dem Riesentier nach wie vor den Rücken zu.

Eileen mußte ihn warnen.

Nach links glitt sie weg, gelangte hinter Kid und schlug ihm auf die Schulter.

Der Mann kreiselte herum.

Aufgeregt deutete Eileen auf das schwimmende Ungeheuer. Hinter der Maske verzerrte sich Kids Gesicht. Seine Augen wurden groß von Panik und Schrecken. Er schüttelte sich, als hätte ihn jemand in Eiswasser gesteckt. Sein Blick streifte Eileen, die auf einen Spalt deutete. Es war der, den auch sie auf dem Hinweg genommen hatten.

Plötzlich wurde der Killerfisch schnell. Eine kaum zu erkennende Bewegung seiner Flossen, und wie ein Blitz war er in der Nähe seiner beiden nächsten Opfer.

Kid Rosen riß noch seine Harpune hoch und drückte ab. Die Betäubungspatrone verließ auch die Waffe, aber sie traf nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hätte sich eine Sekunde zum Zielen nehmen sollen, so aber jagte das Geschoß schräg am Maul des Monsterfisches vorbei und verlor sich im Wasser.

Dann war der Mörder am Mann. Noch immer hing Jill in den scharfen Zähnen fest. Das blieb auch so, als der Fisch sein Maul weit aufklappte, um das zweite Opfer zu fangen.

Verzweifelt versuchte Kid, diesem tödlichen Biß zu entgehen. Er drückte sich zu Boden, und als das Maul zuklappte, da trafen die Zähne nicht das Fleisch, sondern die Taucherausrüstung des Mannes. Sie bissen den Atemschlauch durch und hackten auch gegen die beiden Preßluftflaschen auf dem Rücken des Mannes.

Ein Blasenwirbel entstand über Kid, der sich auf dem Meeresgrund

im weichen Sand wälzte.

Zum Glück behielt Eileen Cooper in diesen Augenblick die Nerven. Sie feuerte ihre Betäubungspatrone ab. Von schräg unten fuhr sie auf den Fisch zu und verschwand in dem halb geöffneten Maul, wo sie sofort ihre Wirkung entfaltete.

Die Bewegungen des Riesenfischs wurden langsamer. Er fiel ruckartig zur Seite und hatte seine Opfer vergessen.

Das war für Eileen Cooper natürlich die große Chance. Bevor sie sich um ihre Sicherheit sorgte, mußte sie sich erst um Kid Rosen kümmern, dessen Atemgerät von dem Killerfisch zerstört worden war. Es gab da einige Regeln, die bis zum Erbrechen trainiert worden waren und die sich in dieser lebensgefährlichen Situation bezahlt machen mußten, denn Eileen hatte nichts vergessen und behielt vor allen Dingen die Nerven.

Während der betäubte Killerfisch dem Boden entgegensank, glitt Eileen auf ihren Partner zu. Kid hockte auf dem Meeresgrund. Seine Augen hinter der Sichtscheibe waren unnatürlich geweitet. Er hatte die Luft angehalten und wartete darauf, daß er wieder mit frischem Sauerstoff versorgt wurde.

Dann war Eileen bei ihm. Mit einer Hand faßte sie ihn an der Schulter, atmete selbst noch einmal tief ein, löste dann das Mundstück und steckte es Kid zwischen die Lippen.

Jetzt konnte er atmen!

Eileen ließ ihm die Luft, bis sich seine Atemtechnik wieder normalisiert hatte. Durch ein Zeichen gab sie ihm zu verstehen, daß sie das Mundstück jetzt lösen wollte, und Kid war damit einverstanden. Eileen nahm es wieder zwischen ihre Lippen. Sie schwamm zur Seite und deutete auf den Eingang in der Canyonwand.

Kid verstand.

Eileen glitt als erste hinein, überrollte sich und schaute ihrem Partner entgegen, der den gleichen Weg nahm.

Da sah die Frau den nächsten großen Schatten.

Ein zweiter Fisch kam.

Aufgeregt bedeutete sie Kid, schneller zu schwimmen. Der hatte die Gefahr zwar noch nicht gesehen, er ahnte jedoch, daß in seinem Rücken das Verderben lauerte.

So schnell es ging drückte er sich in die Spalte, die zum Glück so schmal war, daß die gewaltigen Monsterfische mit ihren unförmigen Körpern nicht hineinpaßten.

Als Kid seine Beine das letzte Mal anzog, schnappte der Fisch auch zu und verfehlte die Füße.

Eileen, die alles beobachtete, fiel ein Stein vom Herzen. Sie reichte ihrem Partner sofort das Mundstück, und er atmete gierig ein. Dabei drehte er etwas den Kopf und erkannte den lauernden Riesenfisch vor

dem Spalt.

Kalt und erbarmungslos glotzten die Augen des Tieres. Das waren Killeraugen.

Eileen nahm das Mundstück wieder an sich. Sie mußten so schnell wie möglich weg. Auch sollten die anderen gewarnt werden, denn niemand kannte die Anzahl der Mörderfische genau, die sich in den Tiefen der Sinclair’s Bay herumtrieben.

Jill hatte ihr Leben verloren. Diese Fische sollten nicht noch mehr Opfer bekommen.

Abwechselnd atmeten sie. Wie in den Trainingsstunden, und es klappte hervorragend. Beide bewahrten die Disziplin, die in diesen gefährlichen Momenten nötig war.

Der durch die Wand führende enge Schlauch kam ihnen doppelt so lang vor wie auf dem Hinweg. Obwohl es beide nicht aussprachen, hatten sie doch Angst davor daß auf der anderen Seite abermals die Monsterfische lauerten.

Als erste streckte Eileen ihren Kopf durch den Spalt. Sie schaute nach rechts und links, von einer Gefahr war nichts zu erkennen. Ihre Lampe leuchtete hinein in die dunkelgrüne Wasserwand, die wie ein unendlich erscheinender Vorhang vor ihren Augen hin-und herwogte.

Nein, da war kein Fisch zu sehen.

Sie ließ ihren Partner noch einmal atmen, bevor sie endgültig aus dem Spalt glitten. Danach klammerten sie sich aneinander fest und trieben in die Höhe.

Angst hatten sie weiterhin, während sie abwechselnd atmeten. Immer wieder schauten sie sich um, von den Killerfischen sahen sie kein Exemplar mehr. Beide waren allerdings davon überzeugt, daß sie in der unheimlichen Tiefe des Meeres auf Beute lauerten…

***

Wir hatten ein Boot bekommen. Einen blau angestrichenen Holzkahn mit einem starken Außenborder. Wie uns McDough erklärt hatte, war dieses Boot so gut wie hochseefest, denn mit ihm fuhren noch zahlreiche Fischer hinaus aufs Meer.

Suko und ich saßen im Heck. Ich hielt auch das Ruder, als wir durch den kleinen Hafen der Gemeinde Cloak fuhren. Das Wasser war hier ruhig, die Wellen würden uns erst zu schaffen machen, wenn wir draußen in der Bay fuhren.

Zahlreiche Schiffe lagen vor Anker. Einige veraltert, andere ausgerüstet mit modernen Radaranlagen und elektronischen Fischschwarmsuchgeräten.

Unser Ziel konnten wir vom Hafen aus nicht sehen. Er lag in einer etwas geschützteren Bucht, und nur eine schmale Fahrrinne führte hinaus in die Bay.

Kaum hatten wir die Rinne hinter uns gelassen, erfaßten uns die Wellen.

Damit begann auch die Schaukelei, die unser Boot einmal bugwärts hochtrieb, dann in ein Tal drückte, bevor das Spiel von neuem begann.

Der Konstabler drehte sich um. Er trug eine gelbe wetterfeste Jacke.

»Ich hoffe, Sie werden nicht seekrank als Londoner Landratte.«

Ich gab die Antwort. »Wenn ja, gebe ich Ihnen vorher Bescheid, damit Sie den Platz wechseln können.«

Er lachte.

Wir wurden schnell ernst, denn wir sahen bereits das Schlauchboot, das vor uns und ein wenig nach Backbord versetzt, auf den langen Wellen schaukelte. Immer wenn der Bug unseres Schiffes gegen eine heranlaufende Welle prallte, wurde Spritzwasser als Gischtwolke über Bord geschleudert und traf uns. Nach wie vor war das Boot leer. Von den übrigen Tauchern hatten wir bisher keine Spur entdeckt, und ich begann, mir langsam Sorgen zu machen. Ich dachte dabei nicht nur an den Killerfisch, sondern auch an unseren speziellen Freund, das Frankenstein-Monster. Es war wieder getaucht, und ich kannte seinen ungemein starken Mordtrieb. Wenn ihm unter Wasser ein Taucher begegnete, würde es ohne Umschweife angreifen und den Mann oder die Frau töten.

Es war auf Mord programmiert, wie fast alle Dämonen.

In voller Fahrt näherten wir uns dem einsam treibenden Schlauchboot.

Inzwischen erkannten wir es besser. Es gehörte tatsächlich zur Ausrüstung der Armee. So ein Schlauchboot kannte ich von der Werwolf-Insel her, als ich den Fall erlebt hatte, in dem Soldaten zu Werwölfen wurden.[3]

Grüngrau war die wogende Fläche des Meeres. Eine lange Dünung herrschte in der Bucht. Manche Wellen besaßen weiße Kämme, andere kamen mir vor wie flache Berge.

Suko nahm Fahrt weg, und relativ langsam tuckerten wir auf das Schlauchboot zu.

Von einem Boot in ein anderes umzusteigen, ist normalerweise nicht schwer. Wenn die beiden Boote jedoch auf dem wogenden Meer schwimmen, muß man schon ein wenig Glück haben, um trockenen Fußes hinüberzusteigen. Ich vertraute auf mein Glück, richtete mich nach dem Wellengang und schwang meinen Körper mit, bis ich einen günstigen Moment erwischte, um das Schlauchboot entern zu können.

Drüben ließ ich mich zusammensinken. Das war geschafft. Suko hob die Hand. Er und der Konstabler würden nicht zurückfahren, erst wollten wir wissen, was mit den Tauchern geschehen war.

Ob ich selbst einmal hinunterstieg, denn im Boot lag noch eine

Ersatzausrüstung.
Als ich mit dem Gedanken spielte, hörte ich Sukos Ruf und sah, wie mein Partner mit der ausgestreckten Hand neben das Schlauchboot deutete. Ich peilte über den Rand und erkannte im nächsten Moment einen Arm, der aus dem Wasser tauchte, wobei sich eine Hand um den Wulst des Schlauchboots legte.
Schnell ließ ich mich auf die Knie nieder, um der Person an Bord zu helfen.
Da erschien der zweite Taucher. An der Haarlänge erkannte ich eine Frau. Beide rollten sich geschickt in das schwankende Boot hinein, ohne daß ich nachzuhelfen brauchte. Für einen Moment blieben sie erschöpft liegen. Ich ließ sie in Ruhe, obwohl mir die Fragen auf der Zunge brannten. Die Frau richtete sich als erste auf. Dies geschah ruckartig, und ihre Augen bekamen einen erstaunten Ausdruck.
»Wo ist Gannon?« fragte sie.
»Ist das der Mann, der im Boot gewartet hat?«
»Ja.«
»Er ist tot.«
Als ich dies sagte, erhob sich auch der Mann. In seinem Gesicht malte sich der Schrecken ab. »Ist er auch eine Beute des Killerfischs geworden?«
Ich bejahte erst einmal und hakte sofort nach. »Sie haben den Fisch gesehen?«
Die Frau lachte schrill. »Einen? Es gibt mehrere davon, und einer hat Jill Dalton getötet.«
Sekundenlang schwiegen wir. Dann fragte ich leise: »Wie viele sind noch unten?«
»Zwei«, bekam ich zur Antwort. »Burt Lester und Cal Borny. Wir hatten sie nicht mehr warnen können, weil ein Killerfisch meine Ausrüstung fast zerfetzt hätte.« Der Taucher hob die Schultern und schüttelte sich noch im nachhinein. »Aber wie kommen Sie hierher?«
Ich erklärte es in knappen Worten und verschwieg auch nicht, daß ich von der Polizei war.
»Und Sie wollen die Killerfische jagen?«
»Ich werde es versuchen.«
»Die kriegen Sie nicht«, sagte die Frau. »Wir sind ihnen nur durch Glück und mit Hilfe unserer Betäubungspatronen entkommen.«
»Wie das?«
»Ganz einfach. Wir haben die Nerven behalten, als die Riesenfische auf einmal auftauchten.« Die Frau berichtete jetzt detaillierter, was vorgefallen war. Ich erfuhr auch ihren und den Namen ihres Partners.
Dann sprach sie von Ray Gannon, den es erwischt hatte, was sie kaum glauben konnte.
Kid Rosen schaute auf seine Uhr. »Eigentlich ist die Zeit bald um. Sie

müßten hoch.«
»Wenn sie noch können«, fügte Eileen Cooper leise hinzu.
»Wollen Sie noch einmal tauchen?« fragte ich.
Die beiden schauten mich an. »Vielleicht«, antworteten sie fast aus einem Mund. »Wir können unsere Freunde ja nicht im Stich lassen. Das geht einfach nicht.«
»Dann werde ich mittauchen.«
»Sie?«
»Ja, haben Sie etwas dagegen.«
»Sogar einiges«, sagte Eileen. »Sie sind ein Laie. Sie sind bestimmt noch nie…«
»Woher wollen Sie wissen, daß ich noch nie getaucht bin?«
»Ich nehme es an.«
»Das ist falsch.« Und damit hatte ich nicht gelogen. Ich war zwar kein perfekter Taucher, konnte mich unter Wasser jedoch bewegen.
»Sie haben keine Ausrüstung, Mister. Sie werden…«
»Und was ist das?« Ich deutete auf die beiden Preßluftflaschen.
»Vergessen Sie die.« Die Frau winkte ab. »Wichtig ist der schützende Neoprenanzug. Ohne ihn sind sie verloren.«
So schwer es mir fiel, ich mußte der Taucherin recht geben. Mein Blick glitt über das Wasser. Völlig normal bewegte es sich. Keiner konnte ahnen, welches Grauen unter dieser Oberfläche lauerte. Ich machte mir auch Gedanken darüber, wie viele Killerfische es waren, die in der Tiefe lauerten.
»Zwei, drei oder vielleicht ein Dutzend?«
Sollte das der Fall sein, sahen wir wirklich schlecht aus. Stellte sich auch die Frage, woher die Fische kamen und wieso es möglich war, daß sie sich so verändert hatten.
Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. Trug ich vielleicht eine Mitschuld daran? Eine Mitschuld insofern, daß wir Fjodor Rankin im Meer versenkt hatten. Die Strahlung war nicht völlig erforscht worden.
Da waren sich die Wissenschaftler nicht einig, der Rest eines Geheimnisses blieb nach wie vor.
Sollte dies tatsächlich der Fall sein, konnten wir uns auf etwas gefaßt machen.
Ich schluckte und merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Das war wirklich grauenhaft. Eine Vorstellung, die mich trotz des kühlen Wetters ins Schwitzen brachte.
»Ich glaube, wir müssen noch einmal runter«, sagte der Mann und schaute auf das Wasser. »Wir wissen nicht, was mit unseren beiden Kameraden ist. Wir können sie nicht einfach in der Tiefe lassen.«
»Haben Sie denn genügend Waffen?« wollte ich wissen.
»Die Betäubungspatronen.«

»Damit töten Sie die Killerfische nicht.«
»Können Sie es denn?« fuhr mich der Taucher hart an.
»Möglich.«
»Bitte, dann machen Sie es vor. Ich hindere Sie…« Er sprach nicht mehr weiter, denn seine Augen weiteten sich. Dabei schaute er an mir vorbei, und ich wußte, daß sich hinter meinem Rücken etwas abspielte.
Schon vernahm ich Sukos Ruf. Da wirbelte ich bereits herum, und sah, wie der Konstabler beide Arme hochriß, denn ein gewaltiger Körper hatte unterhalb der Wasseroberfläche das Boot gerammt und brachte es fast zum Kentern.
Genau in diesem Augenblick schnellte der Killerfisch aus dem Wasser!

***

Das Frankenstein-Monster war wieder verschwunden. Es hatte genau gemerkt, wer geschossen hatte, und es war nur knapp den geweihten Silberkugeln entgangen.
John Sinclair! Sein Feind!
Er war da, er war sogar in der Nähe. Besser hätte es nicht laufen können. Triumph erfüllte das unheimliche Wesen, als es sich in die Fluten fallen ließ und versank.
Im Meer hatte es keine Angst. Lange genug hatte es unter Wasser gelegen, und auch die riesigen Fische konnten ihm kaum etwas anhaben. Sie würden es auch wohl nicht, denn sie gehörten zu ihm, waren ebenfalls Wesen einer gefährlichen Schwarzen Magie.
Mit paddelnden Bewegungen schwamm er unter Wasser weiter.
In seinem ansonsten leeren Gehirn war ein teuflischer Plan entstanden.
Er wollte irgendwo an Land warten und auf John Sinclair lauern.
Irgendwann würde er kommen, denn er war ein Schnüffler und gab so leicht nicht auf. Dann lief er in die Falle.
Eine unter Wasser fließende Strömung packte den Frankenstein-Verschnitt und drehte ihn um die eigene Achse. Er lag jetzt auf dem Rücken, umgeben von einer trüben Brühe, hatte die wie Glas wirkenden Augen weit geöffnet und schaute dem langen Schatten eines Unterwasserberges nach, der vom Grund des Meeres hochwuchs.
Und er merkte etwas.
Zuerst sah er einen großen, sich bewegenden Schatten, der näher schwamm und ihn passierte, ohne sich um ihn zu kümmern. Es war einer der Killerfische. Sicherlich hatte er festgestellt, daß der Frankenstein-Verschnitt zu seiner Art gehörte, deshalb griff er nicht an.
Als der Fisch verschwunden war und auch langsam der Oberfläche

entgegenstieg, da empfingen die dämonischen Sinne des Monstrums andere Wellen.

Sie stammten nicht von einem Monster wie dem Fisch eben, sondern von Menschen.

Ja, es waren Menschen in der Nähe. Deutlich spürte das Monstrum deren Ausströmung.

Auf einmal wurde es vorsichtig. Jetzt ließ es sich nicht mehr so einfach treiben, sondern bewegte sich mit der Strömung, damit es in die Nähe der Menschen gelangte.

Menschen bedeuteten Opfer! Und die brauchte er nun mal, um seinen Trieb stillen zu können.

Nur - wo steckten sie?

Er schaute sich um. Noch sah er die grüne Wasserwand, die ihn umgab.

Sie wurde auch von keinem Schatten durchbrochen und schien in die Unendlichkeit zu stoßen.

Dann drehte er sich und blickte nach links, wo die Unterwasserberge aus dem Grund wuchsen und mit ihren unter der Oberfläche liegenden Gipfeln eine Gefahr für in die Bay einlaufende Schiffe bedeuteten.

Da sah er die Opfer!

Zwei waren es.

Sie lösten sich soeben aus dem Schatten der Bergwand. Sie blieben dabei eng zusammen, denn sie hielten mit ihren Händen einen Sack umklammert, den sie gefunden haben mußten. Über ihren Köpfen perlten Luftblasen der Oberfläche entgegen, so daß die Spur der beiden genau zu verfolgen war.

Die Taucher waren ahnungslos. Sie merkten auch nicht, wie sich das Monstrum näherte. Dies geschah in deren Rücken. Zudem kam der Frankenstein-Verschnitt von unten.

Er würde sie überraschen und sie töten.

Selbst in seinem untoten Körper breitete sich so etwas wie Spannung aus. Er wußte auch, daß er sich beeilen mußte, damit die beiden Taucher nicht die Oberfläche erreichten, bevor er zulangen konnte.

Kräftig trat er mit den Beinen aus. Die Distanz war geschmolzen, nur noch ein paar Beinschläge, und er hatte es geschafft.

Jetzt!

Das Monstrum griff zu. Beide Pranken klammerte es um das rechte Bein des unteren Tauchers, riß daran und sprengte somit den Griff des Mannes um den Steinbeutel.

Der Taucher war von dieser Aktion so überrascht worden, daß er mit den Armen um sich schlug, wobei sein Freund den Sack nicht mehr halten konnte, weil er einfach zu schwer war und von ihm langsam in die Tiefe gezogen wurde.

Als der Mann jedoch sah, in welch einer Situation sich sein Freund

Cal befand, ließ er den Steinbeutel sofort los. Der war in diesen Augenblicken nicht mehr wichtig.

Burt Lester stieß herab. Während er tiefer sank, löste er auch die Harpune von seinem Gürtel. Noch konnte er nicht klar sehen, die Umrisse der Körper verschwammen vor seinen Augen, denn Cal wehrte sich. Zusammen mit dem anderen bildete er ein Körperknäuel.

Cal hatte sich wieder fangen können. Er stemmte sich gegen den Griff, wurde nicht mehr weiter in die Tiefe gerissen, zog sein Messer und krümmte den Oberkörper.

Wer so unter Wasser angegriffen wurde, für den bedeutete dies ein Kampf auf Leben und Tod.

Das war Cal Borny klar, deshalb konnte und durfte er auf den anderen keine Rücksicht nehmen.

Seine rechte Hand fuhr nach unten. Der andere dachte überhaupt nicht daran, auszuweichen, und so fuhr die lange Klinge des Tauchermessers in seinen Rücken.

Kein Mensch hätte diese Verletzung überstanden. Denn sie war tödlich, das wußte auch Cal Borny, deshalb wartete er darauf, daß sich der Griff um seinen Körper lockern würde, doch das Gegenteil trat ein. Der andere umkrampfte ihn nur noch härter.

Wieder stach der Taucher zu.

Zwar bremste das Wasser die Wucht des Messerstoßes, dennoch drang die Klinge tief in den Rücken des Monstrums.

Es tat ihr nichts. So war dem Frankenstein-Verschnitt wirklich nicht beizukommen. Bevor Borny die Tragweite des Geschehens erfassen konnte, reagierte bereits das Frankenstein-Monstrum.

Seine Arme schnellten in die Höhe.

Borny ahnte die schreckliche Gefahr, er wollte noch zurückweichen, doch sein Gegner war schneller. Die gierigen Klauen bekamen die Atemmaske und den Schlauch zu fassen. Was das Monstrum einmal in den Händen hielt, das ließ es nicht mehr los. Es fetzte dem Taucher das lebensrettende Gerät vom Gesicht. Es ging so schnell, daß Cal Borny nicht einmal dazu kam, die Luft anzuhalten. Er öffnete den Mund, augenblicklich drang Wasser ein, und die Luftzufuhr war abgeschnitten.

Der Tod streckte seine gierigen Knochenklauen nach dem Taucher aus.

Und nicht nur er, auch das Frankenstein-Monstrum sorgte dafür, daß sich der Mann aus seinem Griff nicht mehr befreien konnte, denn die Finger des Unheimlichen hatten sich in das Fleisch des Halses verkrallt.

Und Burt Lester?

Er hatte den Kampf beobachtet. Als sein Freund mit dem Messer zustieß, da hielt er die Auseinandersetzung für beendet und

entspannte sich ein wenig. Bis er tatsächlich merkte, was geschehen war, da hatte sich die Lage grundlegend verändert.

Cal schwebte in Todesgefahr. Das Monstrum hatte ihm die Atemmaske vom Gesicht gerissen und würgte mit aller Kraft. Cal war bereits unter dem Griff erschlafft.

In Windeseile machte Burt Lester seine Harpune schußbereit. Er zielte und schoß.

Auch das Frankenstein-Monster hatte bemerkt, was der andere wollte.

Und es reagierte goldrichtig. Das Wesen drehte seine Beute herum und hielt sie als schützenden Schild vor sich.

Die Patrone traf den Mann.

Er zuckte nicht einmal zusammen, ein Zeichen, daß er entweder schon tot, zumindest aber bewußtlos war. Er wurde auch losgelassen und trieb dem Meeresgrund entgegen.

Das alles sah Burt Lester. Er erkannte klar und deutlich, daß Cal nicht mehr zu helfen war, und er wußte, daß dieses Unterwasser-Monstrum stärker war als er.

Deshalb gab es für ihn nur eins: Den taktischen Rückzug, auch Flucht genannt.

Das Grauen steckte ihm noch in den Knochen, als er sich mit einem kräftigen Beinschwung in die Höhe beförderte. Dabei schaute er nach unten, weil er sehen wollte, ob ihn das unheimliche Wesen verfolgte.

Es blieb zurück.

Schon bald war es nur noch als Schatten zu sehen, dann überhaupt nicht mehr.

Burt Lester aber schwamm der Oberfläche entgegen. Arm-und Beinstöße trieben ihn hoch. Er mußte die anderen warnen, mußte von dem Schrecken berichten, der in der Tiefe lauerte, sonst waren sie alle verloren. Wenn sie jetzt nicht reagierten, kamen sie nie mehr dazu.

Schon wurde es heller, ein Zeichen, daß er sich der Oberfläche näherte.

Seine Bewegungen waren fließend, sie wirkten wie einstudiert, und wenige Sekunden später durchstieß sein Kopf die Wasserfläche. Er wußte nicht, wie weit er vom Boot entfernt aufgetaucht war. Sein Sichtfenster beschlug, er wischte es blank, drehte den Kopf und seine Augen weiteten sich in panischem Schrecken.

Nicht weit von ihm entfernt schnellte ein monströser Fisch aus dem Wasser, der sich als Angriffsziel ein mit Menschen besetztes Boot ausgesucht hatte…

***

Nicht nur ich überblickte die große Gefahr, auch mein Partner und Freund Suko. Der Chinese stand zudem günstiger, er befand sich

praktisch im Zentrum und konnte eingreifen.

Suko hatte ebenfalls gesehen, wie McDough die Arme hochriß und fast gestürzt wäre. Daß es nicht so kam, das hatte er dem Chinesen zu verdanken, der sich nach vorn warf und gedankenschnell zugriff. Er bekam den Konstabler an der Schulter zu packen und schleuderte ihn so wuchtig herum, daß McDough hinfiel und auf den Planken des Holzbootes liegenblieb.

»Bewegen Sie sich nicht!« schrie Suko, während er gleichzeitig die Dämonenpeitsche und die Beretta zog. Er schlug mit der Peitsche einmal einen Kreis über den Boden, so daß die drei Riemen aus der Röhre fuhren.

Jetzt konnte er sie einsetzen!

Der Fisch war wieder getaucht. Er hatte mit seiner ersten Attacke nur das Boot am Kiel getroffen. Vielleicht sollte es auch eine Warnung gewesen sein, auf jeden Fall würde der Killerfisch nicht aufgeben, und das merkten wir schon bald.

Zwischen den beiden Booten wuchtete er wieder aus dem Wasser. Zwar lagen die Schiffe einige Yards voneinander entfernt, der Wellengang allerdings traf beide. Und in die Lücke schoß der Killerfisch hoch, wobei man das Gefühl haben konnte, er würde auf der Schwanzflosse tanzen.

Tanzen wollte er nicht, sondern töten. Er war so gesprungen, daß er sich nicht dem Schlauchboot, sondern dem Holzkahn zugewandt hatte. Wie ein Gebirge erschien er an der Backbordseite, wobei er sein breites Maul aufgerissen hatte und jeder die beiden mörderischen Zahnreihen sah, die im Ober-und Unterkiefer steckten.

Das wußte auch Suko. Er hörte den peitschenden Klang einer Beretta, und ihm war klar, daß John Sinclair geschossen hatte, doch er wußte nicht, ob eine Silberkugel reichte.

Mit der Dämonenpeitsche schlug er zu. Schräg pfiffen die drei Riemen durch die Luft. Sie trafen nicht die Maulhöhle des Killerfischs, sondern seitlich davon die Haut.

Wie Messer rissen sie sie auf..

Das sah Suko noch, denn zu einem zweiten Schlag kam er nicht mehr.

Der Riesenfisch fiel ihm und dem Konstabler entgegen. Wenn sie nichts taten, würde er sie unter sich begraben.

Suko sprang zur Seite. Der Konstabler kniete auf den rauhen Holzplanken, dicht an der mittleren Ruderbank. Er hatte seine Arme von sich gestreckt und die Hände gespreizt. Es sah so aus, als wollte er den Riesenfisch aufhalten.

Suko schleuderte den Mann mit einem gewaltigen Kraftakt über Bord in das eiskalte Wasser. Er selbst befand sich noch in der Luft, als der Fisch auf das Boot krachte.

Als Suko eintauchte, wurde das Boot zerstört. Es zersplitterte und versank mit dem Monsterfisch in den Fluten, der absackte wie ein dicker schwerer Stein.

Suko tauchte wieder auf. Er schüttelte den Kopf, Tropfen flogen von seinem Gesicht, und als er wieder klar sehen konnte, entdeckte er den Konstabler dicht neben sich. Dessen Mund war wie zum Schrei geöffnet, doch über seine Lippen drang kein Ton. Nur Wasser schwappte in den Mund.

»Schwimmen Sie!« schrie Suko den Mann an und kraulte selbst auf das Schlauchboot zu, in dem die beiden Taucher und ich abwartend hockten.

Mir war es gegen den Strich gegangen, nicht richtig eingreifen zu können. Ich hatte zwar geschossen, wußte allerdings nicht, ob die eine Silberkugel reichte. Der Fisch war verschwunden. Würde er wieder auftauchen?

Ja, er kam zurück!

Nur wie sah er aus!

Ein Großteil der Haut hatte sich aufgelöst. Nur noch hinter dem gewaltigen Maul sahen wir die nasse, schuppige Haut, ansonsten zeigte sein Körper ein Knochengerippe, das bleich schimmerte und langsam zerfiel.

Wieder sackte der Fisch ein. Er schloß seih Maul ein letztes Mal, die Zähne hieben dabei aufeinander, und wir konnten sehen, wie sie abbrachen.

Das Ende des Fisches war gekommen. Er bildete keine Gefahr mehr für die Menschen.

Aber er war nicht allein. Sicherlich würden wir auch die anderen Ungeheuer erleben.

Ich winkte Suko zu, der Kurs auf das Schlauchboot genommen hatte und durch das Wasser kraulte. Der Konstabler folgte ihm langsamer. Er hatte Schwierigkeiten und sackte ein paarmal so tief weg, daß sein Kopf überspült wurde.

Ihm half ich zuerst ins Boot, während Suko den Wulst umklammert hielt und Wasser trat.

Keuchend blieb der Polizist liegen. Aus seiner klatschnassen Uniform rann das Wasser. Er würgte und spie. Wahrscheinlich kannte er Wasser nur von der Badewanne her.

Ein Schrei ließ mich herumfahren. Eileen Cooper hatte ihn ausgestoßen, und sie deutete aufs Wasser, wo wir den schwarzglänzenden Taucheranzug eines Mannes sahen, der die Wellen durchpflügte und Kurs auf unser Schlauchboot nahm.

»Das ist Burt Lester!« rief Eileen. »Himmel, wo ist Cal?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, denn Lester ließ sich ins Boot helfen. »Tot«, keuchte er, nachdem er die Atemmaske

abgerissen hatte. »Ich konnte ihm nicht mehr helfen. Ein…ein Monstrum hat ihn getötet.«

»War es ein Fisch?« fragte ich.

»Nein, er sah fast aus wie ein Mensch.«

Da wußte ich Bescheid. Das Frankenstein-Monster hatte zugeschlagen.

So erbarmungslos, wie ich es von ihm gewohnt war. Verdammt noch mal, wo steckte diese verdammte Bestie? Sie lauerte irgendwo unter uns, aber wir konnten schließlich nicht durch das Wasser schauen.

Auch Suko war ins Boot geklettert. Es hatte inzwischen Tiefgang bekommen, schließlich befanden sich sechs Personen an Bord.

»Und jetzt?« fragte Kid Rosen.

»Wir müssen an Land«, erwiderte ich, wobei ich auf die Trümmer des zweiten Boots schaute. Sie trieben auf der Wasserfläche. »Hier sind wir praktisch hilflos.«

Damit waren die anderen natürlich einverstanden, allerdings hatten wir das Problem der Killerfische noch immer nicht gelöst. Ich wußte ja nicht, wie viele sich noch in der Tiefe befanden.

Suko hatte Nägel mit Köpfen gemacht und den Außenborder angeworfen. Ich schaute zum Ufer hin. An der Straße sah ich noch immer die Zuschauer. Allerdings nicht mehr so deutlich, weil vom offenen Meer her lange Dunstfahnen in die Bay trieben. Sie wirkten wie riesige Schleier und schienen sich mit ihren unteren Enden an den Wellen festzuhalten.

Die lange Dünung ließ das Boot schaukeln. Kabbelige Wellen liefen an und spritzten über. Der Konstabler fror wie ein Schinder. So schnell konnte er gar nicht zittern. Nur Suko merkte man nichts an. Er beherrschte sich tapfer.

Wir fuhren nicht zwischen die Klippen, sondern nahmen Kurs auf den Hafen. Dort bestand nicht die Gefahr, daß wir an irgendwelchen Felsen Schiffbruch erlitten.

Natürlich behielten wir die See im Auge und achteten auf alles, was ungewöhnlich war. Wir suchten Strudel oder irgendwelche dicken Blasen, die aufstiegen, denn die Ankunft der Fische würde sich auf irgendeine Art und Weise bemerkbar machen, davon war nicht nur ich fest überzeugt.

Unendlich langsam nur rückte der Hafen mit seiner zum offenen Meer hin wellenbrechenden Mauer näher. Die graugrünen Wogen wurden gegen den Beton geschleudert und gischteten als lange Fahnen daran hoch.

Die See blieb ruhig.

Auch hinter uns tat sich nichts, die Taucher hätten sonst etwas gemeldet, denn sie hielten das Gebiet im Auge.

Vier Tote hatte es bisher gegeben, wobei ich den unbekannten

Schiffer mitzählte, und uns war es noch nicht gelungen, dieser unheimlichen Plage Herr zu werden.

Das bereitete mir Sorgen.

Vom langen Starren wurde mein Blick auch nicht besser. Manchmal verschwammen See und Wolken vor meinen Augen. Da wir mit voller Kraft fuhren, stach der runde Wulst des Schlauchboots am Bug höher aus, dem Wasser.

Wer gedacht hatte, die Fische würden Ruhe geben, der sah sich getäuscht.

Urplötzlich waren sie da. Aber nicht nur ein Killerfisch, sondern derer zwei.

Etwa zwanzig Yards vor uns schossen sie aus dem Wasser, wobei sie die Mäuler geöffnet hatten. Bei dem linken Fisch sah ich noch einen Teil einer Taucherausrüstung zwischen den Zähnen hängen.

Ich schüttelte mich.

Die würden uns packen, daran gab es nichts zu rütteln. Da reagierte der Chinese. Er stellte den Motor ab, stieß den Konstabler zur Seite, und während wir auf die beiden Killerfische zutrieben, riß der Chinese bereits seinen geheimnisvollen Stab unter seiner Jacke hervor. Er setzte jetzt alles auf eine Karte.

Ich wollte ihn zurückhalten, da war es bereits zu spät. Suko rief das Beschwörungswort.

»Topar!«

Alles in Rufweite des Stabträgers erstarrte. Bis auf Suko. Und der hechtete bereits über Bord…

***

Mit dem Wasser hatte der Chinese in den letzten Minuten genug Bekanntschaft gemacht. Er spürte die Kälte kaum noch, als er in die grünlichen Fluten eintauchte.

Fünf Sekunden blieben ihm.

Verdammt wenig, aber er mußte es riskieren. Wenn er diese Zeitspanne voll ausnutzte, konnte er es unter Umständen schaffen, oder er wurde gefressen.

Weil die Zeit eben so kurz war, hatte er sich so kräftig abgestemmt wie eben möglich. Im spitzen Winkel war er eingetaucht und schwamm mit kräftigen Kraulstößen weiter, bis er plötzlich vor den Mäulern der beiden Fische wieder an der Oberfläche erschien.

Es waren gewaltige Rachen, und selbst Suko schauderte, als er aus dieser kurzen Entfernung in sie hineinschaute. Wenn sie zuklappten und er sich im Innern befand, gab es nichts mehr, was ihn noch retten konnte.

Zu Stein schienen sie erstarrt zu sein, wie auch die Menschen in dem Schlauchboot. Sogar das Wasser kam dem Chinesen träger vor als

üblich, als er sich hinausstemmte und an der schuppigen rauhen Außenhaut des Monsterfisches hochkletterte. Die Dämonenpeitsche hatte er sich zwischen die Zähne geklemmt und hielt sie dann in der Hand, als die fünf Sekunden vorbei waren.

Suko merkte, wie der Fisch zuckte. Ein wenig mußte er noch höher, dann hatte er den Rücken erreicht und hämmerte mit der Peitsche zu, während das Schlauchboot weiter auf die Killerfische zutrieb, als wäre nichts geschehen.

Das Klatschen der Peitsche war Musik in Sukos Ohren, als er die Riemen über die Haut des Fisches zog und auch in Höhe der Augen traf, so daß das Monsterwesen wirklich empfindlich getroffen wurde, herumschwenkte und Suko ins Wasser schleuderte.

Das bekam auch ich mit. Mein Freund und jetziger Kollege verschwand im hohen Bogen in den Fluten, mit ihm jedoch der linke der beiden monströsen Fische, denn die Wunden in seiner Haut konnte er nicht ignorieren. Sie machten ihm so schwer zu schaffen, daß er in die Tiefe sackte und gurgelnd verschwand.

Sein Artgenosse allerdings war nicht verletzt. Und genau auf ihn trieben wir zu.

Die beiden männlichen Taucher versuchten vergeblich, mit den Paddeln gegenzulenken. Dadurch wurden wir zwar langsamer, aber die Gefahr blieb nach wie vor.

Ich hatte mich hingekniet und schoß in den Rachen. Eine Kugel nach der anderen jagte ich in den Schlund, der überhaupt nicht zu verfehlen war.

Ich traf ihn auch und sah, wie das geweihte Silber seine Haut aufriß.

Faustgroße Brocken flogen hervor, fauliges Dämonenfleisch, doch der verfluchte Fisch blieb nach wie vor an der gleichen Stelle und wartete darauf, daß er uns schnappen konnte.

Die beiden Taucher taten ihr Bestes. Sie wollten das Boot herumreißen, doch es reagierte nur träge, weil es im Prinzip überladen war.

Und dann zuckte der Monsterfisch zusammen, als hätte er einen gewaltigen Schlag bekommen. Den hatte er in der Tat abgekriegt, denn Suko erschien wie ein rächender Meergeist aus der See und mit ihm die Dämonenpeitsche.

Mit ihr räumte er fürchterlich auf. Plötzlich sackte der Fisch weg.

Er verschwand wie ein Stein, den jemand ins Wasser geworfen hatte.

Suko mußte zusehen, daß er dem Strudel entkam, deshalb paddelte er wie ein Weltmeister. Nach hinten kippte der Killerfisch weg, als wäre er ein Schiff, das langsam sinkt.

Nur noch das gewaltige Maul ragte aus dem Wasser, aber jeder von uns sah, wie es langsam verfaulte, erst braun wurde, dann nachdunkelte, bis es eine schwarze Farbe erreicht hatte und sich die

Haut von den Knochen löste.
Zurück blieb das Gerippe.
Sekunden später war auch dies verschwunden. Wir aber saßen im Boot und schauten auf die Wellen, die alles überspülten, so als hätte es das Grauen nie gegeben.
»Mein Gott«, hörte ich Eileen Cooper flüstern. »Das ist ja der blanke Horror.« Ich widersprach nicht.
»Wollt ihr mich hier erfrieren lassen?« hörten wir plötzlich Sukos Stimme, sahen zwei Hände auf dem Wulst und ein grinsendes Gesicht. Zu dritt zogen wir den klatschnassen Suko in das Schlauchboot, wo er sich hinkauerte und das Wasser abschüttelte wie ein nasser Hund die Tropfen.
»Das war's wohl«, sagte er.
»Meinen Sie, daß es alle Killerfische gewesen sind?« fragte Kid Rosen.
»Ja.«
»Was macht Sie so sicher?«
Suko hob die Schultern. »Sie haben einen Frontalangriff versucht. Und das mit geballter Macht. Er ist gestoppt worden, die Fische sind tot.«
»Aber wieso?«
»Keine Ahnung«, erwiderte Suko wider besseres Wissen. »Nennen Sie es einfach Glück.«
Das wollte man Suko auf keinen Fall abnehmen, denn die skeptischen Blicke blieben. Der Chinese schwieg. Er wollte die anderen im unklaren lassen, was mir natürlich sehr recht war.
Wieder wurde der Außenborder gestartet. Diesmal lenkte der Konstabler, und er zitterte immer noch. Die Taucher sprachen darüber, wie es wohl möglich sein konnte, daß sich Tiere so veränderten.
Einmal fiel auch das Wort Strahlen. Mich erinnerte es wieder an Fjodor Rankin. Höchstwahrscheinlich hatten wir ihm allein diese Mutationen zu verdanken und die Rückkehr des Frankenstein-Monstrums. Eine andere Lösung gab es für mich nicht.
Zwei Taucher waren und blieben vorläufig vermißt. Auch darüber sprachen die Überlebenden. Sie waren sich einig darin, daß ihre Kameraden nicht mehr lebten. Trotzdem wollten sie veranlassen, daß eine Suchaktion gestartet wurde.
Als wir endlich in den kleinen, geschützten Hafen einliefen, da hatten sich zahlreiche Menschen an der Mole versammelt, und wir wurden mit Fragen bestürmt.
Ich verfluchte die Blitzlichter der Fotografen und auch das Klicken der Kameras. So gut es ging, versuchten Suko und ich, die Köpfe zu verbergen. Ganz schafften wir es nicht.
Auch die Taucher hatten keine Lust, den Pressehaien Rede und

Antwort zu stehen. Es kam sogar zu Handgreiflichkeiten. Eine Kamera zerschellte auf dem Kopfsteinpflaster.

Suko und ich hielten uns bei dem Konstabler auf. Er führte uns durch eine schmale Gasse zum Mittelpunkt des Dorfes, einem kleinen Marktplatz, wo auch ein Brunnen stand. Hier befand sich in einem schmalbrüstigen Haus die Polizeistation. Daneben lag eine kleine Halle, in der Fischmehl hergestellt wurde. Dementsprechend stank es auch.

Der Geruch war auch nicht aus dem Büro zu kriegen. Er hing sogar in den Decken, die der Konstabler und Suko sich überstreiften.

»Ich muß ja ein Protokoll aufnehmen«, sagte McDough und nieste zweimal. »Allerdings weiß ich wirklich nicht, was ich schreiben soll.« Er schaute uns aus geröteten Augen an. »Können Sie mir nicht einen Tip geben?«

Das konnten wir auch nicht. »Am besten ist es, wenn Sie die Sache unter den Tisch fegen«, schlug ich vor.

»Aber was sage ich meinen Vorgesetzten?«

»Das lassen Sie mal unsere Sorge sein.«

»Wollen Sie denn noch bleiben?«

Ich nickte. »Sicher.« Dabei dachte ich an das Frankenstein-Monster.

»Dann können Sie ja in der Burg übernachten, wo auch die Taucher untergebracht sind. Die Zimmer sind gut und vor allen Dingen geräumig.«

Wir bedankten uns für den Tip und verschwanden. Der Jeep stand noch am Hafen. Dort hatten sich die Gaffer verstreut. Reporter sah ich auch nicht mehr.

Unbehelligt stiegen wir in den Jeep und brausten davon. Die Killerfische waren, so hofften wir beide, erledigt. Der Frankenstein-Verschnitt existierte noch. Und ich würde nicht eher hier weggehen, bis ich auch ihn vernichtet hatte…

***

Das Monstrum freute sich, falls es so etwas überhaupt bei ihm gab.

Zumindest war es zufrieden, denn es hatte dämonische Helfer bekommen. Killerfische, die eine blutige Spur hinterließen und die Feinde dadurch von ihm ablenkten.

Ungesehen und auch unbeobachtet schwamm es durch die Bucht und kletterte dort aus dem Wasser, wo die Küste am steilsten und auch am unübersichtlichsten war.

Dorthin wagten sich nicht einmal die erfahrensten Fischer. An der Stelle waren die Felsen besonders spitz, als hätte sie jemand mit einem Messer angeschliffen. Danach begann eine regelrechte Steilküste, wo die Wand senkrecht anstieg und mit ihren Löchern und Rissen Nistplätze für zahlreiche Vögel bot.

Unaufhörlich rollten die langen Wogen herab, fuhren krachend gegen die Klippen und wurden gebrochen. Der Wind brachte auch Kälte mit. Es sah ganz danach aus, als würde es bald anfangen zu schneien.

Das war dem Monstrum egal. Es spürte weder Kälte noch Hitze, sondern kannte nur einen Trieb.

Töten!

Vor allen Dingen John Sinclair, den ein magisches Schicksal in seine Nähe geführt hatte.

Der Frankenstein-Verschnitt hatte Zeit. Er brauchte nichts zu überstürzen, und er wollte vor allen Dingen die Dunkelheit abwarten.

Wenn sie über das Land gefallen war, konnte er sich dem Geisterjäger nähern. Er wußte zwar nicht, wo er sich aufhielt, aber das herauszubekommen, war keine Schwierigkeit.

Dann kam die Dämmerung. Sie brachte feinen Schnee mit, der vom Wind zu langen, weißen Wirbeln gedreht wurde, und das Frankenstein-Monster fand es nun an der Zeit, sich auf den Weg zu machen.

Sinclair lockte.

Sich immer in Deckung der Klippen haltend, näherte es sich dem Ort.

Auf dem Wasser herrschte noch Betrieb. Scheinwerfer erhellten einen Teil der wogenden Fläche, denn zwei Suchboote waren ausgeschickt worden, um die Leichen zu finden.

So etwas interessierte das Monster nicht. Es wollte John Sinclair.

Geschickt kletterte es einen steilen Hang hoch. Es war schon ein kleines Phänomen, wie es sich trotz seiner unförmigen Körperproportionen bewegen konnte, denn an ihm stimmte so manches nicht. Die Arme saßen in verschiedener Höhe, und auch die einzelnen Gesichtsteile wirkten verschoben.

Es bot einen schrecklichen Anblick und schien die zum Leben erweckte Figur aus einem Horror-Film zu sein.

Als es die Straße erreichte, blieb es witternd stehen. Schneeflocken umtanzten das Wesen, das sich breitbeinig aufgebaut hatte und seinen Kopf wie suchend vorstreckte.

Wenn es den Schädel nach links drehte und weiter die Straße hinabschaute, so sah es die verwaschen wirkenden Lichter. Dort lag der kleine Ort Cloak, und da befand sich auch John Sinclair, der sicherlich schon wartete.

Aber diesmal sollte er Pech haben.

Nach einer Weile setzte sich das Monstrum wieder in Bewegung. Sein Ziel war Cloak, dessen Bewohner nicht ahnten, welch eine Bedrohung auf sie zukam.

Der Schneewirbel deckte ihn zu. Er war wie ein gewaltiges Leichentuch, das dem Monstrum Schutz bot. Und als er sich dem Ort soweit genähert hatte, daß aus dem Flockenwirbel bereits die Umrisse

der ersten Häuser erschienen, da merkte es, daß Sinclair in der Nähe war.

Es war die Weiße Magie, das andere, das ihn aufmerksam werden ließ.

Wie sensible Fühler waren seine Sinne. Tastend streckten sie sich vor, sie orteten und loteten aus. Dabei wußten sie haargenau, wo sich das Ziel befand.

Sinclair war da!

Der Frankenstein-Verschnitt duckte sich, als hätte ihm jemand einen Schlag verpaßt. Dann drehte er den Kopf und schaute hinein in die Schneewand.

Nach oben mußte er sehen, nur nach oben.

Licht. Schwach schimmerte es hinter dem grauweißen Schleier. Da waren mehrere Fenster erleuchtet. Sie gehörten zu einer alten Burg, in der noch immer Menschen wohnten.

Auch Sinclair!

Der Frankenstein-Verschnitt wußte haargenau, daß sich dort der Feind befand. Er stieß ein zufriedenes Knurren aus, wandte sich nach rechts und verließ die Straße.

Die Burg lag auf einem Felsen. Sehr hoch, und das Monstrum wußte es nicht, ob es einen Weg gab, der zu ihr führte. Den hätte es sowieso nicht genommen. Ihm kam es darauf an, ungesehen in das Innere der Burg zu gelangen. Das schaffte es nur, wenn es sich seinem Ziel so näherte, daß es keiner bemerkte.

Es hatte eine gewisse Bauernschläue und nutzte diese voll aus, als es damit begann, an der Rückseite zwischen den Felsen hochzuklettern…

***

Mit dem Jeep waren wir hochgefahren. Eine kurvenreiche Strecke, manchmal hart am Abgrund entlang. Zudem hatte es noch angefangen zu schneien, auch kein Vergnügen, aber als wir das Licht durch den Flockenwirbel schimmern sahen, ging es uns besser.

Eine Burg war es nicht direkt, das einmal vorweggenommen. Selbst in der Dunkelheit sah das Gebäude mehr wie ein hochherrschaftliches Landhaus aus, und der Eingang bestand aus einer großen Glastür, die sich auf einen Kontakt hin öffnete.

Zimmer waren noch frei gewesen. Auf dem Parkplatz sah ich zahlreiche Wagen, und ich glaubte daran, daß hier auch die Reporter und Pressefritzen wohnten, was mir überhaupt nicht schmeckte.

Als wir das Hotel betraten, hörten wir sie auch schon. Sie grölten im Hintergrund, und wir vernahmen das Klirren von Gläsern.

»Denen gehen wir aus dem Weg«, sagte Suko.

»Und wie.«

Eine adrett gekleidete Frau in mittleren Jahren kam auf uns zu und

erkundigte sich nach unseren Wünschen. Wir sagten unsere Namen und daß wir Zimmer bestellt hatten.

»Natürlich, Mr. Sinclair und Mr. Suko.« Sie lächelte. »Ich darf Ihnen gratulieren.«

»Wozu?«

»Sie haben doch diese Fische geschafft.«

Ich beugte mich vor und senkte meine Stimme zu einem Flüstern.

»Erzählen Sie das bitte nicht herum. Vor allen Dingen nicht den Schreiern im Hintergrund.«

»Selbstverständlich.«

»Das ist nett.«

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Gentlemen?«

»Nein, das ist im Augenblick alles.«

»Gut, dann zeige ich Ihnen jetzt Ihre Zimmer.«

Einen Fahrstuhl gab es nicht. Wir mußten eine Treppe hoch, die herrlich breite Stufen aufwies, aus dunklem Holz bestand und Schnitzereien zeigte, wie sie nur durch Hand eines Künstlers geschaffen werden konnten.

Unsere Zimmer befanden sich zwar nebeneinander, waren jedoch durch ein Bad getrennt. Man konnte es von beiden Räumen betreten. »Haben hier auch die Taucher gewohnt?« fragte ich.

»Nein, nein, die sind über Ihnen einquartiert worden. Sie haben nicht so große Räume.« Die Frau zog sich zurück und bot uns ihre Dienste an, falls wir irgend etwas brauchten.

»Und wir?« fragte Suko. »Was machen wir?«

»Du nimmst ein Bad. Schau mal, wie du aussiehst«, antwortete ich.

»Das ist ja schlimm. Wie ein feuchter Kater.«

»Ich habe auch die Drecksarbeit geleistet«, beschwerte sich Suko.

»Das bestreitet keiner, Herr Inspektor. Aber denk an eine Erkältung. Wenn du nicht aus den feuchten Klamotten herauskommst, kannst du dir wer weiß was holen.«

Suko verschwand im Bad und schloß die Tür. Ich hörte, wie Wasser in die Wanne rauschte.

Es war inzwischen dunkel geworden. Hinzu kam der Schnee. In Massen fiel er vom Himmel. Ein steifer Wind trieb die langen Schleier nach Südosten. Es war wirklich eine Nacht oder ein Abend, wo man keinen Hund vor die Tür jagen würde. Aber mein Gegner war auch kein Hund, sondern ein Monstrum. Wie ich es kannte würde es sich von keinem Wetter abhalten lassen, seiner Aufgabe nachzugehen.

Und die hieß Mord.

Mord an dem Geisterjäger John Sinclair.

Abermals war ich ihm über den Weg gelaufen, und sein Haß hatte nach wie vor Bestand. Er würde kommen, dessen war ich mir sicher. Sehen konnte ich nicht viel. Wenn ich durch die Scheibe schaute, sah

ich nur den rasenden Schneewirbel. Das Zimmer besaß zwei Fenster. Mit sehr hohen Scheiben, die fast bis an die Decke reichten. Schwere Vorhänge hingen zu beiden Seiten der Fenster. Ich hätte sie zuziehen können, ließ es jedoch bleiben. Falls das Monster kam, sollte es auch sehen, wo ich zu finden war.

Meine Gedanken schweiften wieder ab zu Fjodor Raukin. Auch als Toter hatte er noch die geheimnisvolle Strahlung abgegeben. Die Wissenschaftler hatten sie nicht genau analysieren können, sie konnten dabei nur von Annahmen ausgehen. Versucht hatten sie alles.

Modernste physikalische Meßmethoden wurden angewendet, aber kam man diesen Strahlen überhaupt mit den Methoden der Physik bei?

Das war die Frage. Ich hatte meine eigene Antwort. Die lautete nein. Für mich hatte die geheimnisvolle Strahlung allein einen magischen Ursprung, daran ging kein Weg vorbei. Es mußte Schwarze Magie mit im Spiel gewesen sein, wie schon mal bei einem Fall, der mich ins Hotel zur dritten Hölle geführt hatte.

Dort hatte es Dimensionsverschiebungen gegeben, auch eine Ursache starker, magischer Strahlung, die sich allerdings über Jahrtausende erhalten hatte.[4]

Die Strahlen, die Rankin zu dem Mann gemacht hatte, der nicht sterben konnte, waren aus dem Weltall gekommen. Ein abgestürzter Komet hatte sie abgegeben.

Da im Zimmer Stille herrschte und Suko auch nicht mehr das Wasser einlaufen ließ, hörte ich die Reporter. Sie schrien und sangen so laut, daß selbst die dicken Mauern es nicht schafften, das Getöse abzuhalten.

Im Zimmer gab es einen kleinen Kühlschrank. Ich verspürte Durst und holte mir eine Dose dunkles Bier. Mit der Dose in der Hand ließ ich mich in einen Sessel fallen und schaute auf die Fenster. In kleinen Schlucken leerte ich die Dose und zündete mir eine Zigarette an. Aus dem nahen Bad hörte ich Suko. Er pfiff leise vor sich hin, und wenn er sich in der Wanne bewegte, hörte es sich jedesmal an, als wäre ein kleines Gewitter aufgekommen.

Zwei große Heizkörper sorgten nicht nur für eine behagliche, sondern auch für eine einschläfernde Wärme. Ich wurde langsam müde, und fast wären mir sogar die Augen zugefallen, erst als ich Sukos »He, du Penner«, hörte, zuckte ich erschreckt zusammen.

Er stand im Zimmer und war angezogen. »Schlafen kannst du morgen, wenn alles vorbei ist.«

Ich rieb mir die Augen. »Das sagst du so einfach.«

Der Chinese schaute sich um.

»Suchst du was?« fragte ich.

»Ja, ein Telefon.«

»Wen willst du denn anrufen?«
»Shao.«
»Unten habe ich einen Apparat gesehen.«
Suko verzog das Gesicht. »Mir bleibt auch nichts erspart. Wirklich nichts.« Er ging zur Tür und zog sie auf.
»Grüß Shao von mir«, rief ich ihm nach.
»Mach ich.« Mein Freund Kollege verschwand. Ich blieb allein im Raum.
Auf meinem Bett lag der Einsatzkoffer. Wenn ich den Arm ausstreckte, konnte ich ihn von meinem Platz aus erreichen. Ich zog den Koffer zu mir heran, legte ihn auf die Knie und öffnete die beiden Verschlüsse.
Als ich die magische Kreide sah, dachte ich daran, Sperrzonen auf den Boden zu zeichnen, vielleicht auch einige magische Symbole. Das würde den Frankenstein-Verschnitt vielleicht abhalten. Ja, und genau das war das Problem. Ich wollte ihn gar nicht abhalten. Er sollte ruhig kommen, dann würden wir weitersehen.
Deshalb ließ ich die magische Kreide, wo sie war und holte statt dessen den Bumerang hervor. Er hatte sich lange Zeit in den Händen von Solo Morasso befunden, und es war mir gelungen, ihn zurückzuholen. Mit dem Bumerang mußte ich es schaffen, das Frankenstein-Monster umzubringen.
Ich wog die »Banane« in der Hand. Irgendwie war er für meine Handfläche wie geschaffen. Der Seher hatte ihn aus den letzten Seiten des Buches der grausamen Träume geformt und mir zu erkennen gegeben, daß ich der Sohn des Lichts war. Weiter wußte ich nicht Bescheid. Nach wie vor umgab ein Geheimnis diesen Begriff, und ich hoffte, daß ich irgendwann Licht in das Dunkel bringen konnte.
Den Koffer legte ich wieder auf das Bett und warf den Bumerang auf den zugeklappten Deckel. Als mein Blick nach vorn fiel und ich durch ein Fenster schaute, da stellte ich fest, daß es aufgehört hatte zu schneien.
Hinter beiden Scheiben lag die Dunkelheit. Wenn ich den Kopf schräg legte, konnte ich sogar einen Ausschnitt des Nachthimmels sehen und entdeckte ein paar Sterne wie winzige, helle Punkte.
Beide Hände legte ich auf die Sessellehnen und stemmte mich hoch. Mit langsamen Schritten ging ich zum linken der beiden Fenster, schaute mir den Griff an und drehte ihn um.
Ich wollte das Fenster öffnen. Es klemmte etwas. So mußte ich zweimal ziehen, dann jedoch war es offen.
Kühle Nachtluft strömte mir entgegen. Es war noch kälter geworden.
Meiner Ansicht nach roch es sogar nach Frost. Weit beugte ich mich aus dem Fenster.
Das Meer sah ich als dunkle Fläche. Es befanden sich auch keine

Suchboote mehr draußen, und wo die Wellen gegen die Klippen schäumten, erkannte ich einen langen weißen Streifen.

Ein wildromantisches Bild, das mich irgendwie von meiner wahren Aufgabe ablenkte und meine Wachsamkeit leider einschläferte.

Dabei lauerte mein Gegner schon.

Ich hatte ihn nicht gesehen, aber er mich. Schräg von mir hatte er sich auf einen Vorsprung an der Fassade gehockt und lauerte auf eine günstige Gelegenheit, um angreifen zu können.

Die war plötzlich da.

Ich sah noch einen Schatten, drehte den Kopf und hörte plötzlich das Splittern, als das Fenster neben mir zu Bruch ging.

Ich zuckte zurück, drehte mich, es war schon zu spät. Das Monster hechtete bereits auf mich zu…

***

Der Anprall war fürchterlich. Ich kam nicht mehr dazu, meine Beretta zu ziehen, das Frankenstein-Monster warf mich einfach um. Über mir vernahm ich sein Gebrüll und schlug mit dem Hinterkopf zu Boden. Zum Glück lag dort ein Teppich, sonst wäre ich unter Umständen noch bewußtlos geworden.

Dann stand es über mir.

Vielleicht blieb mir eine halbe Sekunde, um seinen Anblick wahrzunehmen, und ich mußte zugeben, daß es noch immer so aussah wie früher. Bis auf die lange, blutigrote Narbe hatte es sich nicht verändert. Der viereckige Schädel, die schiefen Augen und die schräg sitzende Nase, der breite Mund, schon mehr ein Maul, die hängenden Schultern, die gewaltigen Pranken und die tot wirkenden Augen, all das gehörte bei ihm zusammen und machte seine Gefährlichkeit aus.

Ein wahrer Mordroboter. Mir hatte er eine Niederlage zu verdanken, dafür wollte er sich nun rächen.

Das Monster stürzte vor.

Wäre ich still liegengeblieben, so hätte es mich mit seinem Gewicht zermalmt, so aber zog ich die Beine an und ließ sie wieder vorschnellen.

Fast hätte ich es nicht geschafft, denn das Frankenstein-Monstrum war wirklich verdammt schwer. Sein Gewicht konnte einen Menschen schon zerdrücken. Nur mühsam gelang es mir, das Biest nach hinten zu schieben, und es geriet auch ins Stolpern, aber es hielt sich auf den Beinen.

Ich schnellte hoch und zog meine Beretta. Inzwischen hatte ich nachgeladen und wollte mit ein paar Silberkugeln dem Spuk ein Ende bereiten. Es blieb beim Vorsatz, denn das Monstrum hatte ebenso schnell reagiert, sich einen Stuhl geschnappt und hieb ihn mir entgegen.

Zurückspringen konnte ich zwar noch, aber ich bekam die rechte Hand nicht rasch genug weg. Der Stuhl hieb mir gegen die Finger und schleuderte meine Beretta zu Boden.

Das kam dem Monstrum natürlich gelegen. Er röhrte regelrecht auf, als es mich wieder attackierte. Die Zeit, noch die Waffe aufzuheben, blieb mir nicht, ich mußte schnellstens ausweichen, und die Pranke fuhr dicht an meinem Gesicht vorbei, so daß der harte Hieb ins Leere sauste.

Leider befand ich mich zu weit vom Bett weg, wo mein Koffer und auch der Bumerang lagen. Als Waffe hatte ich noch das Kreuz, denn der Silberdolch lag ebenfalls im Koffer.

Beim nächsten Angriff hatte ich einen Stuhl hochgewuchtet. Den haute ich dem Monstrum um die Ohren. Seine Angriffswut wurde nicht gebremst, nur der Stuhl zersplitterte. Die einzelnen Teile regneten zu Boden.

Einen Vorteil hatte ich dem Monstrum gegenüber. Ich war schneller als dieses Biest. Leider konnte ich nicht nach rechts zum Bett hin, sondern mußte erst links an dem Wesen vorbei, das mich fast noch erwischt hätte, als es den Arm nach mir ausstreckte.

Dann hatte ich Pech. Genau in dem Augenblick, als ich ein wenig Zeit gewann.

Ich rutschte auf einer Glasscherbe aus, die der Frankenstein-Verschnitt bei seinem unkonventionellen Eintritt ins Zimmer geschleudert hatte.

Plötzlich hing ich in der Luft und machte eine Figur wie ein verunglückter Rittberger, den ein Eisläufer vorführen wollte. Allerdings gelang es mir, mich in der Luft zu drehen und einigermaßen gut aufzukommen. Ich konnte mich sogar abstützen und auf dem Boden herumwirbeln.

Frankenstein flog auf mich zu. Diesmal gelang es mir nicht, auszuweichen. Wir prallten zusammen. Sein Kopf wuchtete gegen meine Brust. Ich spürte einen scharfen Schmerz und bekam für einen schrecklich langen Augenblick keine Luft mehr. Auch weiterhin sollte ich keine bekommen, denn die Pranken meines Gegners suchten den Hals.

Zwar konnte ich noch meine Hand dazwischenschieben, aber mit vier Fingern umklammerte er meine Kehle und sein Daumen drückte gegen mein Kinn.

In dieser Lage konnte er mich ohne weiteres umbringen.

Leider war die geweihte Kette, an der auch mein Kreuz hing, verrutscht.

Seine Pranken berührten sie nicht, aber das Kreuz war wirklich meine letzte Hoffnung. Ich mußte herankommen.

Deshalb löste ich meine Hand, die sich unter seine Pranke geschoben

hatte, und gab dem Frankenstein-Monstrum die Gelegenheit, mit beiden Klauen meinen Hals zu umfassen. Was ich da tat, war sehr riskant, aber es gab keine andere Chance.

Ein Hemd trug ich nicht, nur einen Pullover. Das Frankenstein-Monstrum war so damit beschäftigt, mich zu erwürgen, daß es ihm nicht auffiel, als meine Rechte unter dem Pullover verschwand, höher wanderte und auch das Kreuz umfaßte.

Schon längst bekam ich keine Luft mehr. Vor meinen Augen verschwamm die schiefe Fratze des Monstrums, und ich wußte, daß mir nur noch Sekunden blieben.

Das blanke Metall mußte seine untote Haut berühren. Ich schob das Kreuz höher, wollte es durch den Ausschnitt pressen, doch der Frankenstein-Verschnitt schien meine Absicht erraten zu haben. Er ließ mich plötzlich los und zuckte zurück. Schleierhaft erkannte ich, daß er den rechten Arm gehoben hatte. Seine Hand war eine Faust. Sie sollte auf mich niederrasen, damit er mich erschlagen konnte.

Mein linker Arm fuhr ihm entgegen.

Ich schrie vor Schmerzen auf, als beide kollidierten, aber der Hieb traf mich nur geschwächt, als mein Arm nach unten geschlagen wurde, weil die andere Kraft wesentlich größer war.

Dann stemmte ich die Knie an, und es gelang mir, den Unheimlichen von meinem Körper zu drücken.

Sekundenlang hatte ich freie Bahn.

Das Monstrum mußte sich erst einmal wieder sammeln.

Ich kam nicht richtig auf die Füße, sondern torkelte in gebückter Haltung und nach Luft schnappend auf einen an der Wand angebrachten Kamin zu.

Dabei fiel ich gegen die Steine, rutschte ab, und der Zufall wollte es, daß meine Hände einen schweren Schürhaken zu fassen bekamen, der neben dem Kamin stand. Mit beiden Händen den Griff des Schürhakens umklammernd, wirbelte ich herum. Waagerecht fuhr dieses schwere Stück Eisen durch die Luft, und es traf den heranstürmenden Frankenstein genau vor die Brust.

Es gab einen dumpfen Laut. Ein Mensch hätte den Schlag nicht überstanden. Mein Gegner allerdings wurde nur zu Boden gewuchtet, wo er sich noch überrollte und mit sich selbst beschäftigt war, was mir Zeit zu einer Gegenattacke gab.

Ich ließ den schweren Schürhaken fallen und taumelte auf das Bett zu, wo der Bumerang lag. Ich wollte meinem Gegner den Kopf abschlagen, wie auch Fjodor Rankin, doch das Monstrum ließ mir keine Zeit, die Waffe zu fassen.

Noch in liegender Stellung zog es mit beiden Pranken an dem schmalen langen Teppich. Der Boden wurde mir unter den Füßen weggerissen, ich fiel hin und schlug vor dem Bett auf, wo auch der

Koffer lag. Jetzt unerreichbar für mich.
Ein triumphierendes Heulen vernahm ich hinter meinem Rücken. Das Monstrum sah sich auf der Siegerstraße.
Als ich mich umdrehte, sah ich es vor mir. Mit dem Schürhaken. Damit wollte es mich erschlagen. Es stand im Begriff, den rechten Arm hochzuheben, aber ich hatte das Kreuz während der Drehung über den Kopf gestreift.
Und das warf ich ihm entgegen.
Der Frankenstein-Verschnitt kam nicht mehr dazu, mit dem Schürhaken meinen Schädel zu zertrümmern. Ein silberner Reflex blitzte dicht vor seinen Augen, bevor er von dem geweihten Kreuz voll im Gesicht getroffen wurde.
Sein Brüllen war infernalisch.
Er ließ den Schürhaken fallen, riß beide Hände vor sein Gesicht und taumelte zurück. Noch immer brüllte er, und er brüllte auch, als er gegen den Kamin krachte und zusammenbrach.
Plötzlich bröckelte es zwischen seinen Fingern. Staub rann hervor.
Graubraun in seiner Farbe. Er verlor die Augen, die zu Boden fielen und wie kleine Kugeln aussahen, bevor auch sie grau und trübe wurden.
Dann kippte er um.
Nur noch eine Hülle mit leeren Augenhöhlen, einem Loch, wo die Nase gesessen hatte, und einer Mundhöhle.
Ich saß auf dem Boden, atmete schwer und sah, daß zwischen ihm und mir das Kreuz lag. Es hatte mich gerettet und aus dem Frankenstein-Verschnitt Staub gemacht.
Dann flog die Tür auf. Mit gezogener Beretta stürmte Suko ins Zimmer, blieb stehen, schaute sich um, mich an und fragte: »Was war denn hier los? Ich hörte die Schreie!«
»Meine Abendgymnastik«, erwiderte ich und ließ mich einfach fallen, um mich auszuruhen. Daß der durch das zerstörte Fenster fahrende Wind den Staub hochwirbelte, sah ich nicht. Für mich war der Fall erledigt.

***

Ganz konnten wir ihn nicht vergessen. Einen Tag später befanden sich die Wissenschaftler im Ort. Ich hatte sie mobil gemacht, denn Fjodor Rankin sollte noch einmal vom Meeresgrund gehievt werden, damit Messungen vorgenommen werden konnten.
Das geschah auch.
Die Wissenschaftler zeigten sich sehr überrascht, daß keinerlei Strahlung mehr zu messen war.
»Da ist nichts«, sagten sie. »Falscher Alarm. Die Person muß ausgestrahlt sein.«

Ausgestrahlt. Ein tolles Wort. Ich hoffte sehr, daß es sich tatsächlich so verhielt, denn auch die restliche Strahlung hatte genügend Schaden angerichtet.

Dazu konnte man nichts mehr sagen. Die Sache war zum Glück gelaufen.

»Und was machen wir?« fragte Suko.

»Wir fahren nach Hause.«

»Wolltest du nicht deine Eltern anrufen.«

»Verflixt, das hatte ich vergessen.«

»Jetzt hast du Zeit.«

»Sicher.«

Daß ich mit dem Anruf einen neuen Fall ins Rollen brachte, konnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnen, denn von der Gruft mit dem Höllenauge hatte ich bisher nichts gehört…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 207 »Der Mann, der nicht sterben konnte«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 95 »Die Höllenkutsche«, John Sinclair Nr. 96 »Asmodinas Reich«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 89 »Die Werwolf-Insel«

[4]Siehe John Sinclair Nr. 192 »Hotel zur dritten Hölle«